

2006

A

806

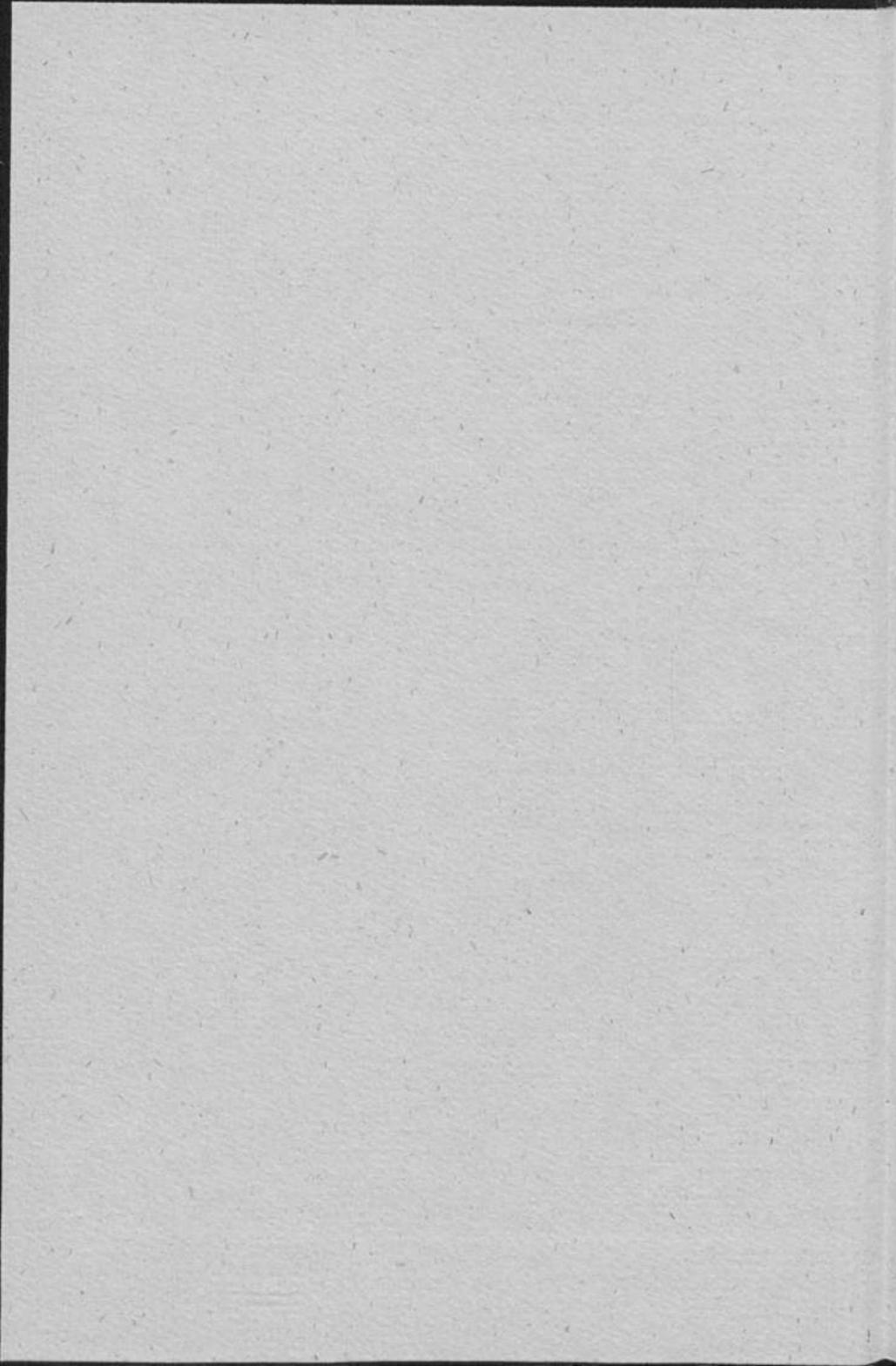
289 259 207

BIBLIOTHEEK KITLV



0296 5018

2ed A 806





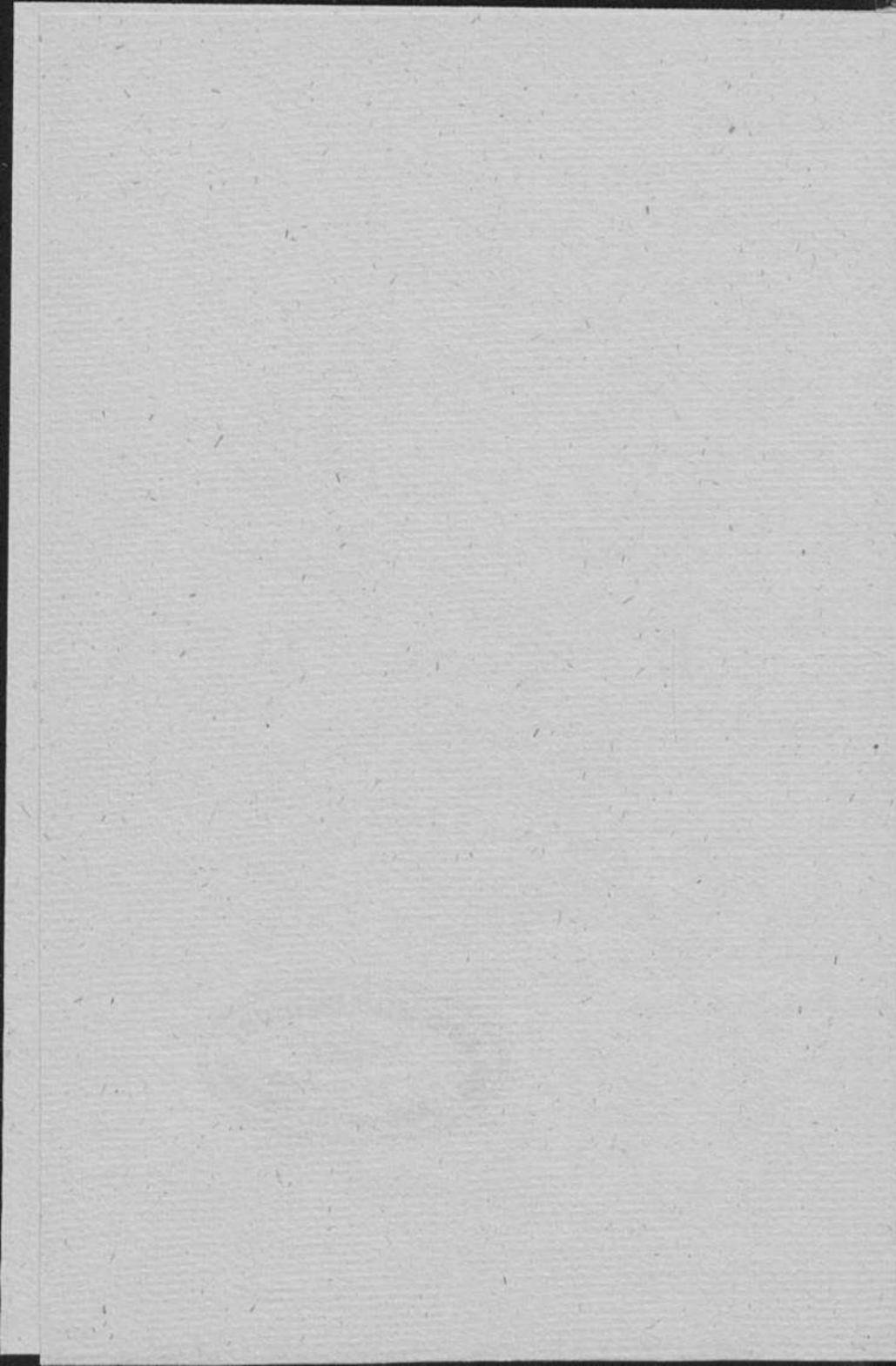
KONINKLIJK INSTITUUT

L 053726

Voor

23-11-2005

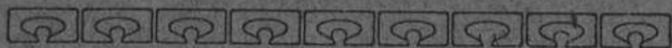
TAAL-, LAND- en VOLKENKUNDE



ZZ Selbsterlebtes ZZ

# Enthüllungen und Vorkommnisse

der Wahrheit gemäß niedergeschrieben  
von Eduard Gerlach  
Wachtmeister a. D. des ostindischen Regiments.



14 Jahre   
in den Tropen



— Preis 1 Mark. —

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Dresden 1904.

Im Selbstverlage der Witwe des Verfassers

Helene verw. Gerlach

Ammonstraße Nr. 47, II.



# 4 Jahre in den Tropen.

---

Schilderungen  
hochinteressanter Begebenheiten  
in den Tropen  
bis zur Rückkehr in die Heimath.

---

Thatsächlich erlebt und niedergeschrieben  
von

**Eduard Gerlach**

Wachmeister a. D. des ostindischen Regiments.

---

Nachdruck verboten.

---

— Preis 1 Mark. —

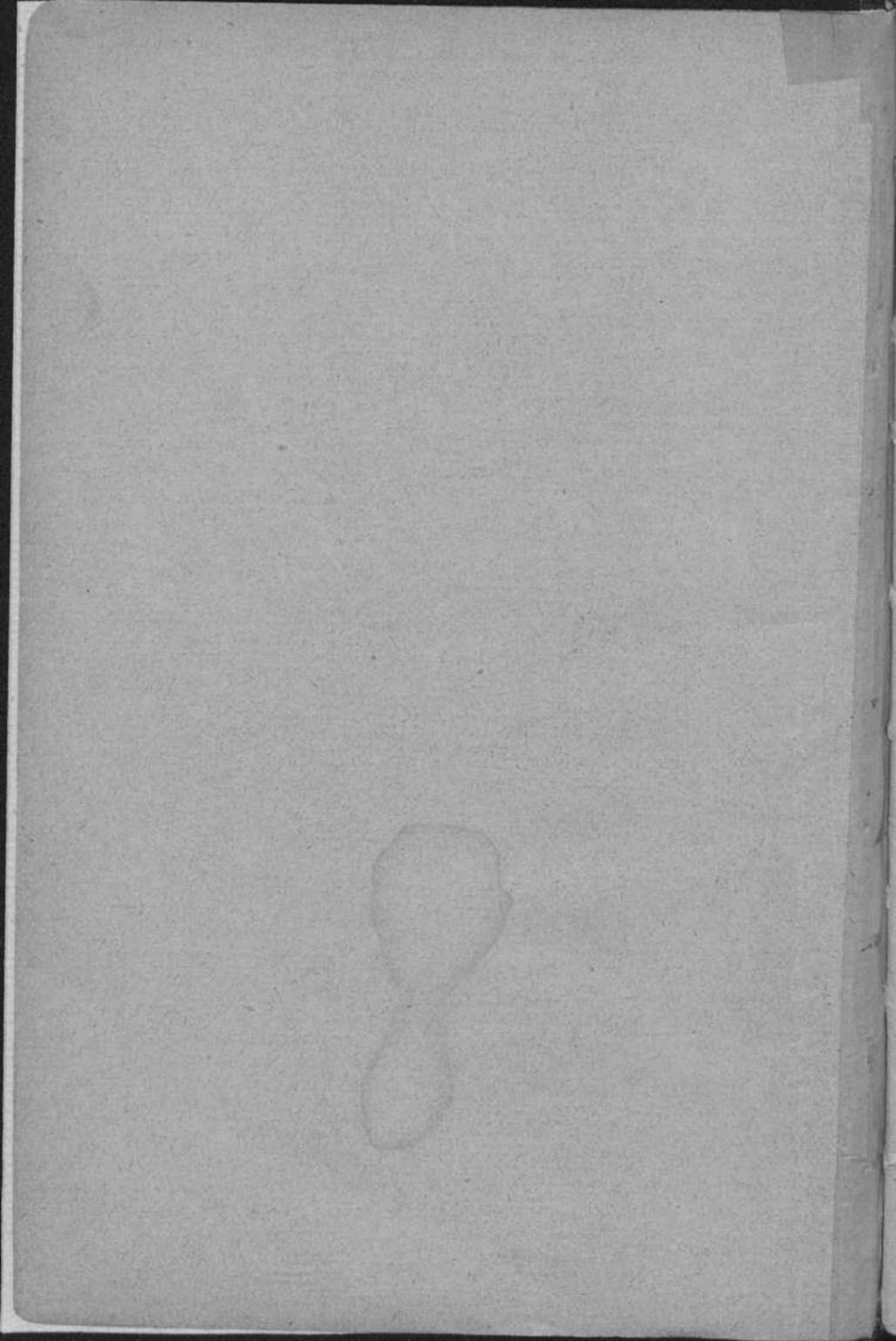
---

Dresden 1904.

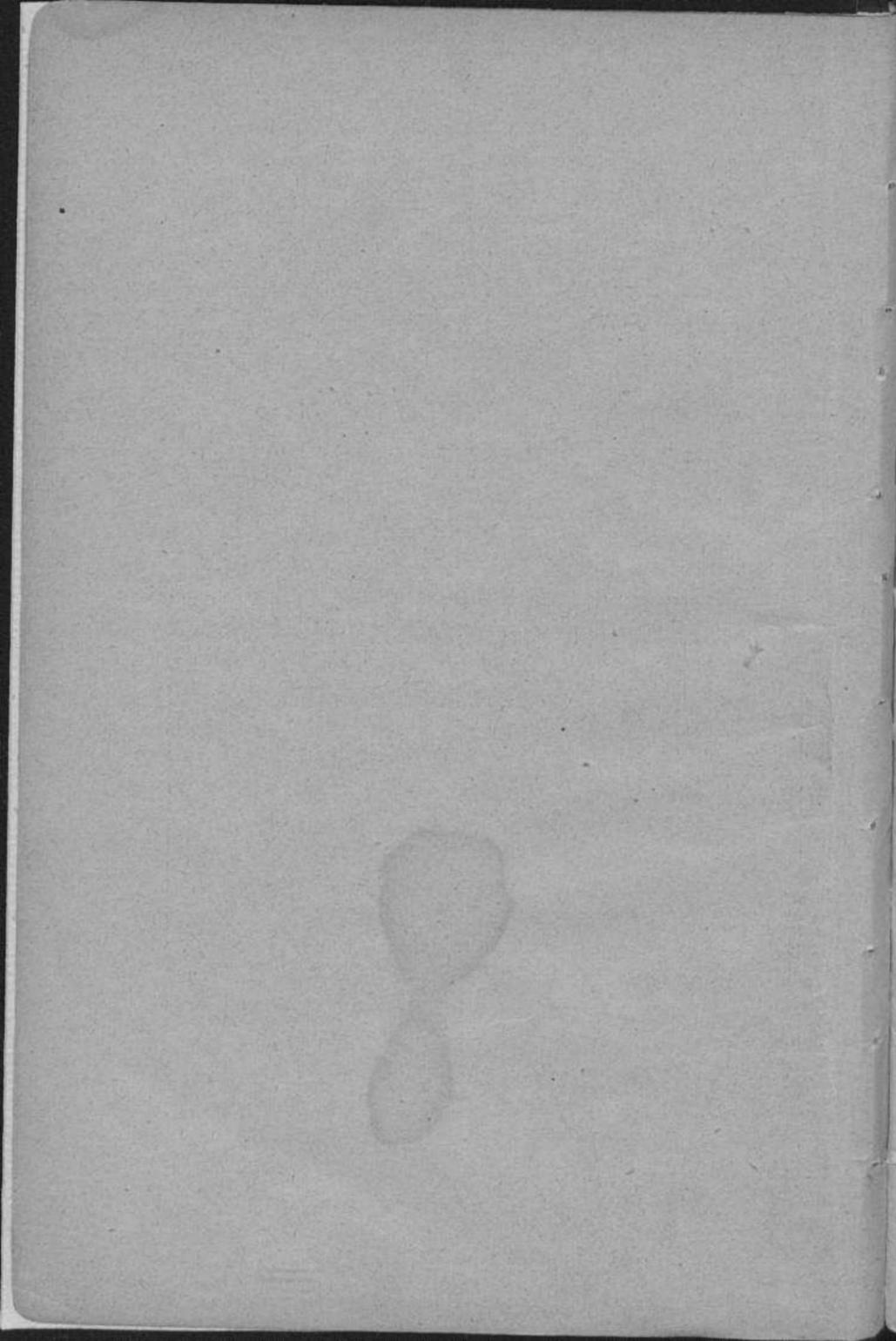
Im Selbstverlage der Witwe des Verfassers

Helene verw. Gerlach,

— Ammonstraße No. 47, II. —









## I. Abschnitt.

# Von Dresden bis Batavia.

### 1.

Es war im Jahre 1880, als ich nach 4jähriger Dienstzeit beim 2. Königl. Sächs. Hus.-Regt. Nr. 19 meinen Reservepaß und noch 5 Mk. deutsche Reichswährung in der Tasche hatte, um den Weg zu Fuß von Deuben bei Dresden nach Holland zurück zu legen. Die Beschreibung dieser Wanderung wird der geehrte Leser mir erlassen, kurz und gut, ich langte am 9. Tage wohlbehalten in Zütphen an, und meldete mich zum Dienste bei dem 8. Infanterie-Regiment für Ost-Indien.

Es wurde mir von allen Seiten ein freundliches Entgegenkommen zu theil; eine gute Portion gestampfter Kartoffeln mit Sauerkraut (Mardapelen en Zuurfool) wurde mir verabreicht, welches Gericht vorzüglich mundete (denn meine 5 Mark waren längst über die Berge), nach dem Essen erhielt ich einige Gulden Geld und einen Begleiter, um die Stadt anzusehen und ein Glas Bier zu trinken.

Den folgenden Morgen wurde ich untersucht und tauglich für den Tropendienst befunden; gegen Mittag gings per Bahn nach dem Hauptwerbe-Depot Harderwijk mit einem Korporal als Begleiter bis ins Depot, wo ich mit meinen Papieren abgeliefert wurde. Man führte mich dann dem kommandirenden Offizier, Major H. K., vor, der meine sämtlichen Papiere

auf ihre Richtigkeit hin prüfte und verschiedene Fragen an mich stellte, da es häufig vorkam, daß die Hauptstücke gefälscht wurden. In solch einem Falle ist gegen Abend ein Geheimpolizist von Deutschland zur Stelle, nimmt den Herrn in Empfang und speidirt ihn dahin, wo er hergekommen ist.

Den folgenden Morgen wurden wir zu 15 Mann nochmals vor den Generalarzt zur Untersuchung geführt; wenige wurden für Infanterie, ich für die Kavallerie bestimmt, die übrigen für untauglich befunden. Die ohne Mittel waren, mußten Harderwijk mit dem nächsten Zug wieder verlassen. Wir tauglich Befundenen mußten nun nach der Montirungskammer, um da in die verhängnisvolle Uniform gesteckt zu werden, denn gar vielen wird die Sache bald herzlich leid und sie wünschen sich weit fort von dem Trubel, das aber glückt selten, da alles scharf bewacht wird. Nach der Einkleidung werden die Zivilsachen verkauft oder weggegeben, Juden und arme Leute sind stets genug vorhanden, um sie loszuwerden.

Wir Neuuniformirten marschirten nun nach dem Depot zurück, wo uns die Kriegsartikel vorgelesen wurden; wir Ausländer verstanden natürlich kein Wort von dem Holländischen. Nun hieß es: Ihr eßt jetzt holländisch Brod. Dann wurde der Kontrakt für 6 Jahre unterschrieben, und dafür die Summe von fl. 200 eingetauscht. Jetzt ging es einige Tage flott darauf los, daß der Sündenlohn sobald wie möglich alle wurde. Kameraden, gute Freunde fanden sich ein, um etwas zu erhaschen. In vielen Fällen wurden die Leute ihr Geld los, ohne zu wissen, wo es geblieben war. Es kam selten vor, daß etwas zurückerlangt wurde. Ich habe die Dieberei auch nirgends so stark vertreten gefunden, als i. St. in Holland. Hauptsächlich fiel der größte Theil der Halbwelt zu. Von mir war nicht viel zu erlangen, da ich den größten Theil meiner Mutter geschickt hatte. Die freien Tage waren jetzt vorüber, die raube Wirklichkeit nahm ihren Anfang; das Exercieren und Inspiciren begann, jeder that sein Bestes, um schnell von Holland fortzukommen, denn vom Tage der Einschiffung rechnen die

6 Jahre abwärts. Es würde zu weit führen, wenn ich das Kasernenleben im Haupt-Depot schildern wollte, nur soviel bemerke ich, daß es kein rosiges war. Schlägereien, die bis zum Mord ausarteten, waren bei den zusammengewürfelten Angehörigen aller Nationen an der Tagesordnung.

In Harderwijk verbrachte ich 14 Tage. Da weder Instrukteur noch Noß für mich vorhanden waren, hatte ich das Glück, mich hier und da drücken zu können; es kostete mitunter ein paar Cigarren und einige Glas Bier an den Sergeanten vom Dienste.

Es kam auch einige Male vor, daß ich den Speisewirth nach dem Markt begleiten mußte, um für die Menage das Nöthige einzukaufen und gleichzeitig denselben zu kontrolliren, damit er nicht zu viel in die Tasche steckte; aber leider verstand ich von dem Verhandelten kein Wort, erhielt aber zum Schluß einige Cigarren und einige Glas Bier, das war für mich die Hauptsache und kümmerte mich das Andere wenig. Auch diese Zeit ging vorüber, dann kam die Ordre, daß ein Theil der ausgebildeten Infanteristen, Cavalleristen und einige Artilleristen mit dem Post-Dampfer Prinz von Oranien von Amsterdam dem Bestimmungsort Batavia zugeführt werden sollten. Obwohl wir noch 2 Tage Zeit hatten, war bei jedem eine besondere Erregtheit zu bemerken, was ihm die Zukunft bringen würde; ich werde die erwartungsvollen Physiognomien nie vergessen. Ein jeder, der noch Angehörige hatte, schrieb schnell ein letztes Lebewohl von Europa, auch ich hatte geschrieben und die Antwort nach Neapel, wo wir 2 Tage vor Anker gehen sollten, erbeten.

Endlich war der Morgen unserer Abreise angebrochen, früh um 5 Uhr ging es mit der Regiments-Kapelle unter klingendem Spiel zum Bahnhof, wo für uns ein Extrazug bereit stand, um uns nach Amsterdam zu bringen, wir langten dort gegen 7 Uhr an. Am äußersten Ende des Hafens wurde der Zug verlassen und unter scharfer Bewachung ging es nach dem Schiffe, unserem neuen Wohn- und Vergnügungsort für

die Dauer von 42 Tagen. Obwohl ich und viele Andere sehr viel gesehen hatten, war unsere Bewunderung bei dem Anblick des Schiffskolosses groß. Das unbeweglich vor uns liegende Schiff war ein prächtiger Bau und noch fast neu. Wir wurden nun in 6 Abtheilungen eingetheilt und erhielt jede Abtheilung einen Sergeanten oder Korporal als Kommandanten; ich war in der letzten Abtheilung. Außer Infanterie waren alle Truppengattungen vertreten; in unserer Abtheilung vertrugen sich alle gut, dagegen kamen bei den andern Abtheilungen fast täglich Streitigkeiten und auch handgreifliche Reibereien vor; es war kein Wunder. Es gehörte etwas dazu: Angehörige mehrerer Nationen, als Holländer, Deutsche, Schweizer, Belgier, Franzosen, Russen und Polen 60 Mann in einem Raum von 100 □ m zu beherbergen, außerdem für jeden einen Koffer oder Kiste einbegriffen, sowie für jede Abtheilung eine große Kiste, welche für jeden Mann eine große zimmerne Kaffee- oder Theekanne, einen Becher, Schüsseln für Fleisch und Fisch, enthielt. Sodann ein Faß, worin für die ganze Abtheilung das Essen geholt wurde; auch waren Salz, Pfeffer, mitunter auch Zwiebeln vorhanden. Von jeder Abtheilung war ein Mann bestimmt, der das Essen in der Küche in Empfang nahm und unter uns vertheilte. Jeder mußte sich seinen Anordnungen fügen; zeitweilig kam auch ein Offizier in Sicht, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung war und der Streit mitunter nicht zu arg wurde, denn jedem konnte es beim besten Willen nicht recht gemacht werden. Gewaare, hauptsächlich Fleisch, war im Ueberfluß vorhanden, doch wurde das frische, je länger die Reise dauerte, seltener, das andere war Pökelfleisch, aber gut; ebenso gehörte frisches Brot zu den Seltenheiten und nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, auf Befehl des Kapitäns, erhielten wir solches.

Um nicht zu weit voraus zu eilen, lehre ich nochmals zur Einschiffung zurück. Jeder wußte, wohin er sich zu wenden hatte, auch wurden die Hängematten oder Schlaffstellen angewiesen, wir lagen so dicht aneinander gedrängt, wie die Heringe,

es hatte aber auch sein Gutes, nämlich bei hohem Seegang wurden wir nicht so hin- und hergeschleudert. Gegen 9 Uhr war alles soweit arrangirt, daß wir Ruhe hatten; nun erhielt jeder ein gutes Weißbrot, die dazu gehörige Butter und eine halbe Flasche Rothwein zum Frühstück, auch war sehr guter Thee da für diejenigen, welche solchen vorzogen. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr ertönte das Nebelhorn zum ersten Male; den grauwollen Klang desselben, wie dessen hinterlassene Stimmung, werde ich nie vergessen, bedeutet doch derselbe für manchen wohl ein letztes Lebenswohl, da von den vielen, die mitreisen, nur wenige ihre Angehörigen wiedersehen werden; aber die Hoffnung hält jeden aufrecht bis zum letzten Augenblick. Jetzt ertönte das Schauerhorn zum zweiten Male, alles was die Reise nicht mitmachte, mußte das Schiff verlassen. Die Taue wurden losgemacht, die Uebergangsbrücken eingezogen und die Anker gelichtet, mit Glockenschlag 10 Uhr ertönte das Horn zum dritten und letzten Male, die Musik spielte und der Kolos setzte sich in Bewegung unter Jubelrufen aus tausenden von Kehlen, trotz manchem nassen Auge. Auch dieser letzte Scheidegruß verstummte, die Menschenmenge schmolz zur Masse zusammen, das Häusermeer von Amsterdam wurde immer kleiner, bis es bei einer Biegung des Kanals unsern Blicken entschwunden war. Die Fahrt durch den Kanal bot nichts Sehenswerthes, außer holländischen Landschaften und einer großen Menge Windmühlen. Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir in der Schleuse (Egmuiden) an, nach kurzem Aufenthalt wurden die hinteren Thüren geschlossen, die vorderen aufgezogen und unter dem Donner der Strandbatterie und unserer kleinen Schiffskanonen ging es der offenen Nordsee zu. Gleichzeitig bemerkte man, daß das Wasser keine Balken hat, denn es fing an, das sorglose Sitzen oder Stehen unsicher zu machen und viele suchten so schnell als möglich die Hängematte auf, um darin die letzten Erinnerungen zu verschlafen und manche Thräne heimlich zu trocknen, da mancher schon sah, daß seine Illusionen nicht in Erfüllung gehen konnten.

Zum ersten Mittagessen, welches der Abreise halber sehr spät stattfand, erschienen sehr wenige und die, welche kamen, hatten keinen Appetit. Zum Thee und zu einem Extra-Glas Wein in später Abendstunde hatten sich mehrere eingefunden; wer wollte, konnte auch noch einen Großen nehmen (etwa  $\frac{1}{10}$  Liter Kornbrauntwein). Die Meisten klagten über Leib und Magenschmerzen, Schwindel im Kopf; das war der Anfang der Seefrankheit. Zwei Kameraden und ich hatten uns eine Flasche Cognac geschmuggelt und tranken dieselbe in aller Gemütsruhe aus, denn es kam uns unter diesen Umständen kein Mensch zu nahe. Dadurch hatten wir, ohne es zu wissen, der Seefrankheit die Thür gewiesen; wir wurden auf der Reise nicht ein einziges Mal, auch bei hohem Seegang, davon belästigt. Alle hatten bereits ihre Hängematte aufgesucht, auch wir legten folgten dem Beispiel; aber welcher Schrecken, als wir den Raum betraten. Diese Lust von Wein-, Bier- und Schnapsgeruch durcheinander, dabei eine Wärme, trotz der scharfen Nordsee- und Dezemberluft, die uns dem Ersticken nahe brachte. Ich suchte so schnell ich konnte meinen Mantel, eine Decke nebst Kopfkissen aus meiner Schlafstelle und wählte mir einen geschützten Platz auf Deck hinter dem Kubstall; da habe ich öfter und herrlich geschlafen, besonders später, als wir den Aequator passirt hatten und die Hitze unerträglich wurde.

Den folgenden Morgen, den ersten auf See, waren die meisten sehr abgespannt, ein großer Theil kam gar nicht zum Vorschein, sondern blieb in den Hängematten; auch von unsern Vorgesetzten ließ sich keiner sehen. Gegen Abend sahen wir die englische Küste und deren weithin sichtbare Kreideseifen, auch nahm das Schiff einen ruhigen Gang an, insofgedessen wurde es auch etwas lebendig auf Deck, verschiedene Meinungen und Ansichten wurden unter einander ausgetauscht und Erlebnisse erzählt bis es Zeit zum Schlafengehen war und jeder sein Lager, durch eine Erfahrung reicher, aufsuchte.

Den nächsten Morgen hieß es, heute landen wir in England (Southampton); wir nahmen da  $2\frac{1}{2}$  Tage lang für

Indien bestimmte Waaren ein. Ich übergehe die paar Tage unseres Stillliegens und erwähne von unserer Fahrt von Southampton durch den Kanal nach dem Atlantischen Ocean nur die schöne Insel Wight, in Wirklichkeit ein schönes Stück Erde; sie wird ja auch nur von der englischen Geldaristokratie bewohnt. Auch dieses schöne Stück Erde und die es umgebenden Strandbatterien, welche die Einfahrten zu Englands Küste bewachen, entschwanden unseren Blicken und der schier endlose Ocean lag vor uns.

Das Schiff nahm seinen Kurs nach Süden, kam in den Golf von Biscaya oder Matrosengrab. Das Merkwürdigste in diesem Golf ist, daß, wenn die See auch noch so ruhig und glatt wie ein Spiegel ist, das Schiff doch sehr unangenehm hin- und hergeschleudert wird, so daß man sich kaum auf den Beinen halten kann. Jetzt kam der Leuchtturm von Quessant in Sicht. Nun wird es besser, sagten die Matrosen. Nachdem wir denselben passirt hatten, schien es auch wirklich ruhiger werden zu wollen, obgleich die französische und spanische Küste ihre Schattenseiten haben. Wir passirten bei herrlichem Wetter Cap la Roca, St. Vincent, das weithin sichtbare Nonnenkloster und Cap Finisterre, die spanische Festung Kadix mit der im Meer liegenden Citadelle, heutzutage ohne Werth gegen das sich jetzt dem Auge darbietende Gibraltar (die größte und stärkste der englischen Festungen in der ganzen Welt). Ihre Geschütze beherrschen den Eingang zum Mittelländischen Meer und bestreichen sogar die afrikanischen Küsten des Kaiserreichs Marokko.

Ich hatte das Glück, nach Jahren diese Festung näher kennen zu lernen und da ich in holländischer Uniform steckte, nicht für einen Spion angesehen zu werden. Der Leser stelle sich einen einzelnen Berg, einige hundert Meter vom Meeresstrande vor, die Südseite senkrecht bis in die tosende Brandung, nach Westen die Einfahrt oder Straße nach Gibraltar, die einige Kilometer im Hintergrunde sichtbar ist, nach Norden eine spanische Citadelle, nach Osten theils das Mittelländische Meer,

theils freie Aussicht nach dem Gebirge; es ist eine Unmöglichkeit, der Festung nahe zu kommen, ohne daß die Besatzung schon Stunden vorher Kenntniß davon hat. Rund um den Fuß des Berges befinden sich die Kasematten (in der die Besatzung logirt), welche sich terrassenförmig mit den neuesten und besten Geschützen vom größten bis zum kleinsten Kaliber armirt bis zum Gipfel des Berges, wo sich die Aussichtswache und Telegraphenstation befinden, erheben. Auf kurzen Abstand soll es keiner für möglich halten, welche eine todbringende Vernichtung dieser unscheinbare Berg bringen kann; hunderte von Feuerschlünden warten nur auf ein Zeichen, um unzählige Geschosse heraus zu schleudern, und die, welche nahen, dem Untergang zu weihen, sei es von der Land- oder Wasserseite her.

2.

Unser Kurs ging nun direkt nach Neapel längs der spanischen und französischen Küste; die Sehenswürdigkeiten werden wohl vielen meiner lieben Leser bekannt sein und übergehe ich dieselben. Am 16. Dezember gegen 10 Uhr langten wir im Golf von Neapel an und gingen vor Anker. Der Erste, der an Bord kam, war der holländische Konsul mit der eingegangenen Post, als Briefe, Pakete, auch Zeitungen aus der Heimath. Was sah man da für fröhliche Gesichter. Nun kamen die Handelsleute auf ihren Rähnen und suchten ihre Waaren an den Mann zu bringen, was bei Unkenntniß der Sprache keine Schwierigkeiten hatte. Zum Schluß wurde doch ein Verständniß erzielt, es wurden, da viele kein Geld mehr hatten, die unnöthigen Kleidungsstücke verhandelt, natürlich für ein Spottgeld. So ging es den ganzen lieben Tag hindurch, bis die Dunkelheit diesem Treiben ein Ziel setzte. Unser Glaube an nunmehrige Ruhe erfuhr eine angenehme Täuschung, denn es erschienen gegen ein Duzend Gondeln mit Sängern und Sängerinnen, versehen mit Mandolinen, Gitarren, auch einige mit Zithern, die ihre wunderbaren Töne und lieblichen Melodien hören ließen. Etwas Herrlicheres und Anziehenderes

kann sich kein Mensch vorstellen. Keine Störung, nur der Klang der Instrumente, Gesang und leiser Wellenschlag gegen die Schiffswände waren zu vernehmen. Für einen Menschen von Gemüth unvergeßlich, dazu das herrliche Naturpanorama, rechts von uns der Vesuv, der von Zeit zu Zeit eine Feuerfäule aufsteigen ließ, die sich im Golf widerspiegelte, vor uns am Bug die Kavalleriekaserne, im Lichtermeer links von uns das terrassenförmige Neapel mit seinen unzähligen Lichtern, einer Illumination gleichend, bis auf den Gipfel, wo sich das Staatsgefängniß wie ein düsteres Schaubild erhob.

Das Wetter war zum Entzücken, warme Luft und ein sternenheller Himmel über uns; mancher von uns dachte an den Norden, wo es um diese Zeit kalt und unheimlich ist. Lange nach Mitternacht suchten wir unser Lager auf und noch immer ließen sich einzelne Stimmen und Töne der herrlichen Weisen vernehmen, bis wir in Morpheus Armen lagen und den Schlaf der Gerechten schliefen; das Sprichwort im Volksmunde bewahrheitete sich: *Sidi Napoli e poi mori*, „Neapel sehen und sterben“.

Den folgenden Tag gegen Mittag, nachdem eine Menge Vieh als: Kinder, Schweine, Schafe, Gänse, Enten, Kaninchen, alle Sorten Hühner und Tauben, zur Nahrung für die Reisenden bestimmt (für Zwischendeck nur in Gedanken), eingeladen waren, wurden die Anker gelichtet und die Reise ging weiter nach Messina, welches wir am nächsten Morgen passirten. Einige Stunden vor der Einfahrt in die Straße von Messina bot sich uns noch ein schönes Naturschauspiel, nämlich der feuerspeiende Berg Stramboli, an dessen Fuß die kleine Fischerstadt gleichen Namens liegt. Der feurige Auswurf dieses Kraters nahm seinen Weg senkrecht in das Meer, wo er sich in nicht wieder zu gebenden Farben widerspiegelte, dabei die einstöckigen meist weißen Häuser des Städtchens einem verschiedenen Lichtkontrast unterwerfend.

Nach Einfahrt in genannte Straße hatten wir zur Rechten die Stadt Messina, bekannt aus Schillers Braut von Messina,

und in der Ferne in Wolken gehüllt den feuerspeienden Berg Aetna, sonst war noch alles in Morgennebel gehüllt und nichts zu sehen. Nachdem die Straße passirt war, wurde Kurs nach der arabischen Stadt Port Said genommen, die sich am Eingang des Suez-Kanals befindet und hauptsächlich in englischen Besitz ist. Hier wurden nur Kohlen eingekommen, die Postfachen erledigt und weiter ging die Fahrt den eigentlichen Kanal hinein. Trotzdem derselbe nur 22 geographische Meilen lang ist, wurde die Fahrt ungeheuer langweilig, da sie dem Auge keine Abwechslung bot, und wir durch die genossenen herrlichen Ansichten verwöhnt waren, und nun nichts als eine Sandwüste, so weit das Auge reichte, wahrnahmen. Heutzutage ist es eine Lust den Kanal zu passiren; er könnte noch ein paar Meilen länger sein. Vielleicht komme ich bei meinen spätern Berichten auf seine jezigen Sehenswürdigkeiten zurück.

Am Abend vor Weihnachten langten wir in Suez, dem ersehnten Ende des Kanals und der Einfahrt in das rothe Meer an. Wie verschieden die Gedanken wohl sein mochten. Nur einzelne Ausrufe erreichten mein Ohr, als: „Wäre ich noch zu Haus“, „was werden sie in der Heimath an uns denken“, „ach wie fröhlich wird es bei uns zugehen“ u. s. w. u. s. w. Auch ich gedachte meiner Lieben in schöner Umgebung von brennenden Christbäumen und mancherlei Gaben, dabei reimte ich folgenden Vers:

Wenn in der Ferne im Geiste Euch sehe,  
So zieht's mich zur Heimath, so lieblich, so wehe  
Erweckt die Erinnerung, entflohenes Glück,  
So tritt mir die Thräne in's Auge zurück.

Nachdem das Süßwasser für den letzten Theil der großen Reise geborgen und was sonst noch nöthig, ersetzt war, wurden die Anker gelichtet und fort ging es wieder, um eines, für Menschen sowohl wie für Schiffe, der gefährlichsten Meere zu durchziehen. Bei Verunglückung eines Schiffes besteht für Menschen keine Rettung, außer daß es nahe dem Lande vorläme, sonst ist jede Hoffnung auf Erhalt des Lebens ver-

gebens, da sofort eine Menge Haifische zur Stelle sind, um die willkommene Beute zu erhaschen. Es ragen zwar viele Berge und Hügel aus dem Wasser heraus, doch ist mit einem Rettungsboot der starken Brandung wegen selten heranzukommen, im Gegentheil, das Boot läuft Gefahr, in Atome zersplittert zu werden. Für die Schiffe muß die größte Vorsicht angewandt werden, um in den passirbaren Linien zu bleiben, ein kleines Abweichen aus denselben kann den Untergang sofort zur Folge haben, da es außer den sichtbaren noch von einer Unmasse unsichtbarer Bergspitzen und Korallenriffen wimmelt; das rothe Meer im ausgetrockneten Zustande würde das größte und höchste Gebirge der Welt übertreffen.

Obwohl wir erst einige Stunden von Suez fort waren, wurde doch ein wärmerer Lufzug wahrnehmbar, sodaß zwei Schweizer ihre Zithern zum Vorschein holten, sich am Bug niederließen und ihre herrlichen Weisen hören ließen. Die Folge war, daß sich die Deutschen dazu scharten und die schönsten von unsern Liedern gesungen wurden. Zuletzt entpuppte sich aus einem Schwaben ein vorzüglicher Komiker, der alle möglichen Ränke ausführte. Inzwischen hatten wir fast sämtliche Passagiere der ersten Klasse als Zuhörer erhalten, welche es an Wein, Bier und Cigarren nicht fehlen ließen. Auch die nicht am Gesang Theilnehmenden wurden bedacht. Da das Wetter fast noch angenehmer war als in Neapel, wurde es Mitternacht, bevor wir zur Ruhe kamen, wir mußten aber zuvor das Versprechen geben, solche gemüthliche Abende öfter zu veranstalten, was wir uns unter den günstigen Umständen nicht zweimal sagen ließen, und da auch unser Commandant dafür sehr eingenommen war, thaten wir später unser Bestes, wir wußten, warum. Da Zwischendeckspassagiere in Bezug auf Kost und Getränke sehr stiefmütterlich behandelt werden, war dies für uns eine Wohlthat, für die wir auch erkenntlich waren.

Als wir dem Aequator näher kamen, wurden unsere Tuchuniformen eingepackt, auf Nimmerwiedersehen, da dieselben in

Batavia abgeliefert wurden, um den nach Europa reisenden Kameraden geschenkt zu werden. Die Uniformstücke, welche wir dafür erhielten, spotteten mitunter jeder Beschreibung. Einen blauen Leinwandkittel und Hose, wovon man schon vom Ansehen blau wurde; von Schnitt, wie sie die Zuaven tragen; wir sahen wirklich keinem Menschen, sondern eher Vogelscheuchen ähnlich. Doch wir gewöhnten uns daran, uns damit tröstend, daß es vielen von uns ebenso ergangen und vielen noch nach uns so gehen würde; es ist eben in dieser Lage auch ein Trost. Eines Tages gegen Mittag hieß es, um 3 Uhr passiren wir den Aequator, ein kleines Fest für alle, die sich an Bord befinden; die Matrosen arrangirten allerlei Spiele; unter anderen wurde ein großes Fernrohr, in Gestalt eines Windsängers an den Hauptmast befestigt, oben setzte sich ein älterer Matrose, der den Gott Neptun vorstellen sollte, mit einigen Eimern Wasser bei der Hand so, daß er von unten nicht gesehen werden konnte, ging nun Jemand darunter durch, oder war er gar so verwegen, nach innen hinauf zu sehen, so erhielt er eine volle Ladung auf seinen Corpus, außer dem Spott und dem Gelächter.

Am Neujahrstagmorgen erreichten wir die Straße von Bab-El-Mandelo oder die Pforte der Thränen, der Ursprung dieses Namens stammt der dortigen Sage nach aus den Zeiten von Kain und Abel; in der Nähe befindet sich auch die Kainsgrotte, welche gleichzeitig die Ausfahrt des rothen Meeres mit der Einfahrt in den indischen Ocean verbindet. Zur rechten Hand sahen wir in nächster Nähe die englische Strafcolonie Perim, ohne Haus, Baum oder Strauch, nur ein thurmartiges Gebäude, welches als Telegraphenstation und Leuchthurm diente; am Fuße dieser Insel lagen in kurzen Zwischenräumen vier gestrandete Dampfer, welche dort vor kurzem ihren Untergang gefunden hatten; fürwahr, einen sehr traurigen Anblick bieten solche Trümmer und lassen eine Zeit lang ein beängstigendes Gefühl zurück. Da in Aden nicht angehalten wurde, hatten wir direkten Cours nach Sumatra, eine der größten

Inseln außer Borneo, doch bietet die Reise, welche volle 14 Tage dauerte, keine nennenswerthe Abwechslung, als von Zeit zu Zeit große Schwärme fliegender Fische; diese kommen zeitweilig bis in das Takelwerk und es bleiben verschiedene darin hängen. Die Delfine, auch Schweinsfische genannt, findet man hier in größeren Mengen; diese verkürzten uns manche Stunde, da sie mitunter meilenweit das Schiff begleiteten und Sprünge so kurz vor dem Bug des Schiffes ausführen, daß man glaubt, sie würden jeden Augenblick von dem Schiff zermalmt werden. Es ist aber nicht der Fall, immer kommen sie wieder, bis sie müde werden, dann verschwindet einer nach dem andern. Zeitweilig sieht man in einer größeren Entfernung meist dem Schiff ein paar Haiische folgen; sonst bietet sich dem Auge nichts als Himmel und Wasser; ein Frühaufsteher aber kann einen herrlichen Genuß am Aufgang der Sonne finden, denn ein göttlicherer und erhabener Anblick wird ihm nirgends zu Theil, selbst nicht auf hohen Bergen. Für jeden Gemüthsmenschen macht es einen erhabenen Eindruck und eine gewaltige Vorstellung von der Allmacht Gottes. —

Immer näher kamen wir dem Ziel, immer erwartungsvoller wurden wir, bis wir den 14. Tag die Westküste von Sumatra vor uns erblickten; nachdem wir noch einige Stunden weitergedampft, langten wir auf der Rhede von Padang an und gingen hier vor Anker. Sofort füllte sich das Schiff mit solchen, die Freunde und Bekannte abholten, da viele das Schiff verließen; andere kamen, um etwas aus der Heimath zu erfahren, alles Holländer, welche hier ansässig oder in Stellung waren; mancher Schnaps und manches Glas Bier wurde, trotzdem dasselbe hier theuer ist, auf die glückliche Ankunft auf Sumatra und weitere fröhliche Fahrt geleert. Auch hier umlagerten das Schiff mit ihren Kanoes oder größeren Kähnen eine Unmenge von Arabern, Chinesen, Malayen und Eingeborenen aller Rassen und Typen, ein sehr interessantes und bewegtes Bild. Dieselben boten ihre Waaren an in allen nur

erdenklichen Sprachen; da waren allerlei Schmuckgegenstände als Perlen und Corallen, Seidenwaaren, Reisbrod, Pifang (auch Bananen genannt), Ananas, Mangas, Chinesische Birnen und noch anderes mehr. Es sah alles sehr verlockend und appetitlich aus, es wurde auch hier so gut es ging, gekauft und getauscht, alles was nur einigermaßen entbehrlich war, ja selbst Montierungsstücke gingen in einen niegeahnten Besitz über, was manchen nach Ankunft in Batavia noch einige Tage Arrest einbrachte, da dort bei Ankunft alles controllirt wurde.

Gegen Mittag verschwanden die Rähne mit ihrer Bemannung und ihren Waaren, den Grund sollten wir bald erfahren, denn es hatte keiner von uns mehr daran gedacht, daß wir unter dem Aequator ankerten; trotzdem wir auf dem Ocean lagen, stieg das Thermometer bis 40 Grad Reaumur, für uns eine fast unerträgliche Hitze; wir waren froh als nach dem Mittagessen, wovon wir nur wenig oder nichts genossen, die Anker gelichtet wurden und die Reise weiter ging, denn in der Fahrt kommt immer ein frischer Luftzug als Erquickung.

3.

Endlich am 17. Januar früh morgens fiel der Anker auf der Rbede von Batavia, da ein Hafen zu der Zeit noch nicht existierte. Gegen 9 Uhr, als die Gesundheits-Commission alles controllirt und nichts Verdächtiges entdeckt hatte, konnten wir auf eine Dampfspinasse übergehen, welche uns nach Batavia brachte, von welchem wir noch einige Stunden entfernt waren. Unsere Offiziere waren schon lange mit einem anderen Boot fort und wir waren der Obhut eines Lieutenants vom Depot, von wo aus jeder seinem Bestimmungsort zugewiesen wurde, unterstellt (beiläufig gesagt ein Grobian erster Güte) und wie es den Anschein hatte, auch Fremdenhasser; er fragte Jeden, wo er herkäme. Bei einem Franzosen äußerte er: „Hast wohl sehen müssen, daß Du fort kamst,“ bei einem Belgier: „hast wohl zu Hause nichts zu fressen gehabt.“ Zu uns Deutschen sagte er: „Ihr wollt wohl die Indische Armee verbessern“ und

andere mit der Feder nicht wiederzugebende Ausdrücke. Fürwahr, einen abstoßenderen Empfang für uns arme Verkaufte, wie dieser Offizier uns bereitete, konnte nicht erdacht werden. Ich bin demselben nach Jahren noch einmal begegnet, als er Capitän auf einem der äußersten Posten von Sumatras Nordküste war; von dort aus hatte er, wie ich hörte, den blauen Brief wegen zu großer Liebenswürdigkeit erhalten, ich dachte bei mir: „das war nur verdienter Lohn.“

Nachdem wir eine lange Zeit den Fluß aufwärts gefahren waren, wurde gelandet und bekamen wir nach 42 Tagen wieder festen Boden unter den Füßen. Hier wurde uns wenigstens ein freundlicherer Empfang zu theil, da der Commandant von Batavia mit seinen Offizieren selbst zur Stelle war und uns mit einer zeitgemäßen und freundlichen Ansprache im schönen Insulinde willkommen hieß. Hierauf erhielt ein jeder eine halbe Flasche Wein, ein frisches Reisbrot nebst einem tüchtigen Stück echten holländischen Käse, das alles schmeckte vortrefflich, besonders das noch nie genessene Reisbrot. Während der Zeit ging der Herr Oberst von einem zum andern, erkundigte sich wo dieser und jener herkäme, auch nach der Kost und der Behandlung während der Reise u. s. w. Nachdem das geschehen, wurde angetreten und unter klingendem Spiel ging es nach Muster-Cornelis (ein Theil von Batavia) unserem Depot.

Wer nun dachte, eine freundliche Kaserne bewohnen zu können, wurde arg enttäuscht; wir kamen in alte Bambusbütten in einem Palmenhain zu liegen. Bei Regenwetter ließ man in der Wohnung die Schuhe stecken, denn es war alles Gottes Erdboden, von draußen garnicht zu sprechen, dabei voll von Reptilien aller Art, Schlangen huschten über den Fußboden, Eidechsen krochen in Mengen auf unseren Lagerstätten herum und suchten ihre Nahrung. Obwohl ich nicht zu den Empfindlichsten zähle, beschlich mich bei diesem Anblick ein sogenanntes Gruseln und verwünschte ich bereits meine Neugierde, Indien kennen zu lernen. Dazu kam die neue ungewöhnliche Kost,

täglich zweimal Reis mit dem dazu gehörigen Fleisch, Fisch in verschiedenen Saucen. Der Hunger ist der beste Koch, das Sprichwort bewahrheitete sich auch hier, und da alles gut gekocht und für einen Soldatenmagen so ziemlich gut zubereitet wurde, gewöhnten wir uns bald daran. Auch trösteten wir uns, da es nicht mehr lange dauern konnte, bis wir unsern Truppentheilen zugestellt wurden.

Daß Keiner seinem Verhängniß entgehen kann, sellten wir auch noch erfahren; unter Bewachung wurden wir zu einem ziemlich großen Fluß geführt, um darin zu baden. Der Badesplatz war eingezäunt und davor gewarnt, die Grenze zu überschreiten, da es in diesem Wasser von Krokodillen wimmelte. Ein Deutscher Namens Schwankhaus, ein sehr guter Schwimmer, war mit einem Sprung über die Umzäunung im Strom. Indem wir ihn zurückrufen wollten, hörten wir einen markerschütternden Schrei und sahen das Wasser sich roth von Blut färben. Eins der Ungeheuer hatte ihn erfaßt und in die Tiefe gezogen. Es erschien sofort ein Offizier, der den Vorfall zu Protokoll nahm. Da eine Schuld keinem, auch der Aussicht nicht beigemessen werden konnte, kehrten wir nach unserm Eldorado zurück, um beim Kaffeetrinken dieses Ereigniß zu besprechen, wünschend, dieses Palmenheim bald verlassen zu können.

Nach einiger Zeit erhielten wir unsern rückständigen Sold, von Harderwijk bis zur Ankunft in Batavia, ohne irgend welchen Abzug; unseren Verhältnissen entsprechend eine ganz hübsche Summe. Es fanden sich dann auch viele Kameraden ein, um uns die Sehenswürdigkeiten und alles was für einen Soldaten Interesse hat, zu zeigen und zugleich als Dolmetscher zu dienen, da meist, wo wir verkehrten, nur Malayisch gesprochen wurde. Auch statteten wir Batavias Schönen einen Besuch ab, bevor das Geld alle wurde; trotzdem wir größtentheils in fröhlicher Stimmung waren, zogen sich verschiedene bei deren Anblick enttäuscht zurück und suchten das Weite, zu denen auch ich gehörte. Wir gingen noch zu einem Chinesen (genannt Landsmann von der Mosel), welcher ein ziemlich gutes Glas Bier,

natürlich in Flaschen, verkaufte, die Flasche fl. 1,25, etwas theuer, wir konnten uns aber mit dem Manne unterhalten, da er einige Jahre in Europa gewesen.

Er sprach mehrere Sprachen, darunter sehr geläufig Deutsch und besaß einen großen Toka (Baden), wo man alles nur Erdenkliche erhalten konnte; nachdem wir für lange Zeit satt Bier getrunken hatten, — denn bei solchen Preisen war von unserer Löhnung nicht immer viel übrig, — traten wir den Heimweg an; im Innern ein heimliches Grauen gegen unsere Mitbewohner, die Reptilien, wie schon erwähnt, jedoch zu unrecht, denn ihr Dasein hatte einen erst später erkannten Werth für uns, da dieselben alles kriechende Gewürm und die lästigen Moskitos vertilgten. Von der Plage der Letzteren kann sich ein friedlicher Europäer keine Vorstellung machen.

Da unseres Bleibens hier noch nicht war, kam eines Tages die Eintheilung in die verschiedenen Garnisonen; einige blieben in Muster-Cornelis, wir paar Kavalleristen kamen zur 5. Eskadron nach Nysswyf (Batavia), wieder einige nach Ambaranda, Surabaya und Magelan in die Binnenlande, der größte Theil wurde wieder eingeschifft, dann mit der Bahn und, wo diese aufhörte, in Märschen an den Ort ihrer Bestimmung geführt. Es dauerte bei Manchem noch über 14 Tage, bis er vorläufig zur Ruhe kam. Den folgenden Tag traf ein anderer Transport frischer Soldatenwaare ein, deshalb mußten wir räumen und ihnen das Lager überlassen. Da gieng denn nochmals an ein Abschiednehmen, an ein Notieren der Namen und Adressen, man versprach, sich zu schreiben und fort gieng es; die Meisten haben sich nie wieder gesehen. Ich habe später nach diesem und jenem geforscht, da hörte ich entweder: O, der ist lange todt, da und da liegt er begraben, oder der ist wegen anhaltender Malaria wieder nach Europa. Einige waren in den Gefechten auf Sumatra gefallen, oder waren austrangirt worden, weil sie das Klima nicht vertragen konnten und anderes mehr.

Wir paar Kavalleristen hatten bald unsern Standort er-

reicht und kamen in eine ansehnliche Kaserne, wo alles sehr sauber und ordentlich war; wir wurden als Rekruten einer Korporalschaft zugetheilt und den Lagerstätten zugewiesen. Inzwischen hatten Eingeborene, die für die Europäer Sattelzeug, Stiefel und Säbel putzten, sich unserer Feldkessel bemächtigt, dieselben blank gepuzt, nach der Küche besorgt und brachten uns nun eine herrliche Suppe mit einem hübschen Stück Rindfleisch nebst einer tüchtigen Portion Reis, spanischen Pfeffer und etwas Samber, welcher aus Kräutern und verschiedenen Wurzeln bereitet wurde. Unser Rittmeister, der inzwischen auch erschienen war, warnte uns, ja nicht zu viel zu nehmen, da wir uns durch die Schärfe das ganze Essen verderben würden; wie recht er hatte, sollten wir beim ersten Köffel erfahren, die Zunge brannte wie Feuer. Dieser Samber ist für jeden Europäer oder Eingeborenen unentbehrlich, da er das, durch fortwährenden Genuß von Reisspeisen entstehende Ueberhandnehmen der Würmer verhindert. Nur dem Samber hat man es zu danken, wenn man davon verschont bleibt, da sie die Schärfe des Pfeffers, sowie den Kräuter- und Wurzelgeschmack nicht vertragen können. Mit der Zeit kann man eine starke Dosis vertragen, der Mensch lernt eben alles, selbst das Pfefferessen.

Der Dienst war sehr annehmbar, früh eine Stunde reiten in der Schul-Abtheilung oder in der Eskadron, dann wurde ein Spazierritt in die Umgebung gemacht bis zu 10 oder 12 Kilometer, um die herrliche Gegend kennen zu lernen; es war ein wirklich herrlicher Genuß, die schönen Gärten, die Palmen mit Cocosnüssen, die sonstigen Fruchthaine, das mannigfaltige Grün der Sträucher, Bäume und Felder. Hier ein Garten mit Kaffeebäumen, dort einer mit Muskatnusbäumen; auch ganze Gärten mit schönen gereiften Ananas trifft man an; für den Keuling etwas Unvergeßliches. Gegen Mittag langten wir dann wieder in unserer Kaserne an; da die Hitze um diese Zeit fast unerträglich geworden, so wurde mitunter ein scharfes Tempo eingesetzt, um derselben zu entgehen, aber wir mußten

in anderer Art dafür büßen, dichte Staubwolken hüllten uns ein, so daß wir einander nicht mehr erkennen konnten und uns ganz auf die Beine unserer Pferde verlassen mußten. Die Herren Offiziere ritten voran, blieben insolgeßessen frei von Staub und Schmutz. Sobald wir abgestiegen, kamen schon die Bedienten und nahmen uns alles Unnöthige ab, um es zu reinigen; wir brachten unsere Pferde in den Stall und jene mußten dieselben putzen und füttern; jedes Pferd erhielt 2 Kilogramm Reis in rohem Zustande nebst 5 Kilogramm frisches Gras bei jeder Mahlzeit; nur Abends um 8 Uhr bekamen sie 8 Kilogramm Gras. Nachdem der diensthabende Offizier sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, konnten wir abtreten, wie auf Commando ging es in die für uns bestimmten Badekammern; ein frisches Bad war nach solchem Ritt ein wirklicher Genuß.

Nach dem Bade wurde der unvermeidliche Kessel aus der Küche geholt und das Früh- oder Suppeneßsen nahm seinen Anfang; das schmeckte prächtig, die Kessel wurden leer-gefeßt; für die Bedienten blieb an solchen Tagen nichts übrig. Während wir es uns bequem machten und Mittagstrube hielten, nahmen die Bedienten die Kleidungsstücke, Schuhzeug, das Sattel- und Zaumzeug, um es zu reinigen und zu putzen; es gab welche unter ihnen, denen man die Waffen anvertrauen konnte, sie hielten diese dann sehr gut in Ordnung; es war eben eines Europäers unwürdig, Sachen selbst zu reinigen. Manche der älteren Leute hatten übrigens einen hübschen Nebenverdienst. Sie ritten Pferde ein für Offiziere und wohlhabende Bürger. Eingeborene ertheilten auch Reitunterricht, oder sie brachten den Pferden, die anfänglich recht wild und wenig elegant sind, Ansehen bei.

Es ist das keine leichte Arbeit, nach dem Einfangen bekümmert sich Niemand mehr um die Thiere; sie sind bössartig, sie beißen und schlagen; jedoch gelingt es den Leuten, durch Ausdauer und richtige Behandlung sie zum Gebrauche tauglich zu machen; andere der Diener halten auch wohl die Gärten

wohlhabender Leute in Ordnung, wieder andere betreiben etwas Schneiderei, Schusterei oder Sonstiges, sie nugen überhaupt ihre freie Zeit aus und verdienen ein hübsches Stück Geld dabei. Von einer gewissen Wohlhabenheit zeugt auch im Allgemeinen ihr Haushaltungswesen. Sie besitzen die schönsten eingeborenen Frauen, auch recht interessante Creolinnen.

Das lebte und hauste alles in unseren Casernements, wo sie sich so gemüthlich wie möglich einrichteten. Mitunter machten die farbigen Damen viele Ansprüche, denn meist waren sie hübsch von Gesicht. Große dunkle Augen, langes schwarzes Haar, sie waren schlank gebaut und jung, und zwischen 13 und 18 Jahre alt. Da war oft der Lacki genöthigt, ein Kampong (Hütte) zu kaufen oder zu pachten, denn nicht allen gefiel es in den Kasernen; denn dort gab's keine Extra-Schlafzimmer; da wohnte Alles zusammen; ein Raum diente als Eß-, Schlaf- und Aufenthaltsort. Kamen Kinder, so wurden diese auf Schilf- oder Strohmaten unter die Betten gelegt. In späterer Zeit jedoch wurde das anders, da bekamen diese Leute mit ihrer Familie insgesammt einen von den andern abgeschlossenen Raum angewiesen; es war doch insofern eine Verbesserung, daß wenigstens die Verheiratheten unter sich waren. Es blieb für einen Europäer, und war er schon tief von Sittenlosigkeit ergriffen, doch immer noch anstößig, die Regierung bewilligte alles.

Ein großer Theil der Leute nahm sich auch aus Uebermuth ein Weib, sie waren ja nicht aneinander gebunden; gefiel es ihr nicht mehr, so ging sie fort und kam nicht wieder, gefiel sie dem Mann nicht, so wurde sie einfach fortgeschickt. Wie wenig stark mitunter die gegenseitige Zuneigung war, habe ich oftmals mit eigenen Augen gesehen. Es kam nämlich vor, daß die Männer ihre Weiber tauschten und freundschaftlich miteinander weiterlebten. Bei alledem handelt die Regierung möglichst human, bei einem Todesfall, oder wenn der Vater nach Europa zurückkehrt und die Kinder nicht mitgenommen werden können, so nimmt sie sich sofort derselben an und sorgt

für sie. Es liegen viele Fälle vor, wo es solche Kinder bis zu den höchsten Stellen in der Gesellschaft brachten. Ich kenne viele mit Namen, welche gegenwärtig noch in Staatsstellung sind. Es konnte auch in so einer Hütte recht gemüthlich sein und fröhliches Leben herrschen, wenn jemand eine nicht zu junge, schon mehr erfahrene Haushälterin hatte, welche für wenig Geld ihrem Lakki nach dem Dienst eine Extra-Mahlzeit bereitete, die manchmal besser zubereitet war, als es hiesige Hausfrauen zu thun vermögen; auch gab es Tauben und Hühner in Menge und nicht theuer. Gegen Abend kamen dann mehrere Kameraden zusammen, es wurde eine Flasche von dem unvermeidlichen Genever geholt, denn für Bier und Wein reichte das Geld nicht; dann wurde gesungen, musiziert und getrunken. Es kam auch öfter vor, daß Einer für 6 Jahre capitulirt hatte, sich mit 1000 Mark oder 600 Holländischen Gulden zugesellte; dann wurde natürlich kein Schnaps getrunken; es gab Bier, Wein und kistenweise Cognac und Selterwasser, für die Damen aber Limonade, denn sie waren bei solchen Anlässen immer zur Stelle. Daß es bei solchen Gelegenheiten bunt zuging und die Schranken des Anstandes übersprungen wurden, wird wohl dem geehrten Leser einleuchten; man braucht ja nur in unsern civilisirten Ländern solchen Ausschreitungen zuzuschauen, und wird sich sicherlich nicht wundern darüber. Trotz aller Verlockungen konnte ich mich nicht entschließen, eine solche Dame an meiner Seite zu haben. Den ersten Eindruck, den ich von denselben erhalten, konnte ich nicht vergessen.

---



## II. Abschnitt.

# Beim Sultan von Dschogdschokerta.

### 1.

Meines Bleibens auf Batavia war nicht von langer Dauer; ich hatte das für einen Europäer seltene Glück, zur Leibwache des Sultans nach Dschogdschokerta zu kommen; es war eine Seltenheit, daß, wenn bei dem Detachement, welches mit Offizieren, Unteroffizieren, Korporälen, Trompeter und Kavalleristen 32 Mann stark war, einer fehlte und dieser vom Regiment ersetzt wurde; jeder diente dort so lange er noch zu Pferd steigen konnte, ging das nicht mehr, so wurde er pensioniert, oder erhielt eine Anstellung beim Sultan. Ich habe in vielen Jahren nicht gesehen noch nach meinem Abgang von Dschogdschokerta gehört, daß es einer verlassen hätte, außer daß ihn Schnitter Tod in das andere Insulinde abrief, was auch ein seltener Fall war, da Dschogdscho eine der gesündesten Gegenden von ganz Java, ja man kann sagen von ganz Indien ist; von dieser und jener Tropenkrankheit ist dort nichts zu hören. Viele meiner Kameraden beneideten mich um dieses Vorrecht und auch ich war nicht wenig stolz darauf.

Der Tag meiner Abreise brach an, ich verließ das schöne Batavia um es erst nach Jahren auf kurze Zeit wieder zu sehen; ich wurde auf einem Küstendampfer, genannt Borneo,

untergebracht, der die Reise nach den Molukken und Borneo machte, mich aber auf Samarang an Land setzen sollte. Den folgenden Tag früh gegen 7 Uhr ging es per Bahn nach Kedong-Djatti, Surakarta, um endlich Mittags gegen 4 Uhr in Dschogdschoferta anzukommen; auf der langen Tour war für den Soldaten nichts zu erlangen, selbst wenn er theuer bezahlen wollte; der Zufall fügte es, daß ich in Kedong-Djatti, wo ein ziemlich langer Aufenthalt war, einen Maschinisten aus den Vorsig'schen Werken Berlin kennen lernte, welcher dort die Bergsteiger einfuhr. Er zeigte mir auch verschiedene angekommene Locomotiven, alle von Berlin, eine schöne Erinnerung an die Heimath; auch ließ er es sich nicht nehmen, mich mit einigen Flaschen Bier und guter Kost zu bewirthen und mir noch einiges auf den Weg mitzugeben. Die Glocke zur Abfahrt ertönte schon zum zweiten Mal, als wir Abschied nahmen auf Nimmerwiedersehen. Sollte er noch am Leben sein, so kommen ihm vielleicht diese Zeichen der Erinnerung zu Gesicht.

Wie schon bemerkt, kam ich gegen 4 Uhr in Dschogdschoferta an; ein an der Station haltendes Do a dos (ähnlich unsern Droschken) wurde herangeholt, Koffer und Kisten aufgeladen und als ich mich niedergesetzt hatte, ging's in rasendem Galopp der Stadt zu, die noch in hübscher Entfernung vor mir lag. Nach längerer Zeit begann das Gefährt langsamer zu gehen, wir waren auf dem Chinesischen Passar (Markt) angelangt. Ein richtiger Jahrmarktstrubel bot sich den Augen dar; so ein buntes Durcheinander ist sehenswerth. Nachdem der Markt passiert war, ging es wieder in scharfem Tempo auf einer schönen breiten Straße (welche in Indien zu den Seltenheiten gehören) dem Kraton oder Palast des Sultans zu; überall die prächtigsten Gärten, verschwenderisch gebaute Häuser, ausgedehnte Grundstücke, im Hintergrund Palmenhaine, alles bekundete den großen Reichthum der Bewohner.

Ungefähr 1200 Meter vor dem Kraton, links, dem Regierungsgebäude gegenüber, lag das sogenannte Fort (eine eigene Festung); sie stammte noch aus portugiesischen Zeiten,

war mit einer Zugbrücke, welche über einen tiefen und großen Graben führte, verbunden. Die Mauern hatten einen Durchmesser von 5 bis 6 Meter, die Bastion war mit Geschützen besetzt, welche Respekt einflößen sollten; sie waren aber so alt, daß sie nur noch zum hange machen dienen konnten, wenn zeitlich eine Uebung an den Geschützen stattfand und ein paar extra schwere Schüsse los gingen, wurde es den armen Javanen unheimlich in ihren Kampongs, sie waren dann nicht zu bewegen, diese zu verlassen; die Angst vor dem Pulver war zu groß.

In dem Fort selbst befand sich das Lazareth, Montirungskammer, Offizierswohnungen, Cantine mit schönem Lesezimmer, Billardzimmer, alle möglichen Zeitungen aus verschiedenen Ländern waren vorhanden; so erfuhr man auch etwas aus der Heimath, wenn auch spät. In späteren Jahren wurden die Lesezimmer in allen größeren Cantinen eingerichtet. Es befand sich noch in diesem Fort ein Bataillon Infanterie als Besatzung, die Räume waren alle in sauberem Zustande, was sonst in Kasernen nicht immer und überall der Fall ist. Meine Wege weiterfolgend, kam ich auf den Alon-Alon (freier Platz vor dem Kraton), derselbe besaß einen Durchmesser von 800—1000 Meter; er war mit schönen großen alten Bäumen umgeben, alle waren gleichmäßig gezogen, die Kronen glichen einer Zimmerdecke, nicht ein Aestchen ragte darüber hinaus; ebenso waren die Seiten zu einer vollen Rundung gezogen und zugeschnitten. Außerdem standen zwei gleiche Bäume in der Mitte des Platzes; diese führten die Namen: „die Richter“. Ich komme bei späterer Gelegenheit auf diese Stätte zurück.

Nachdem ich den Alon-Alon passiert hatte, kam ich direkt in das Kampement der Leibwache; derselbe machte den Eindruck eines schönen Landhauses. Sofort erschienen Kameraden, die meine Sachen auf den schon für mich bestimmten Platz brachten, ich fertigte während der Zeit den Kutscher ab; dann wurde erzählt bis es dunkel wurde, denn es ist auch hier wie überall in den Tropen um 6 Uhr Tag und um 6 Uhr dunkel. Eine Dämmerstunde ist fast unbekannt. Inzwischen war einer von unsern

Bedienten in einer der Aracfabriken gewesen und hatte einige Flaschen geholt, um den Willkommtrunk zu nehmen, wobei es ziemlich spät wurde.

Den folgenden Morgen mußte ich mich dem Commandanten der Leibwache vorstellen. Ein Oberlieutenant Kboen, aus Luxemburg stammend, war vom Kavalleristen bis zu seinem jetzigen Rang emporgestiegen. Er hatte das Glück, einen Aufstand, der im Entstehen war, mit der Leibwache zu ersticken; zum Dank und Lohn erhielt er den Militär-Wilhelmsorden und wurde Rittmeister. Ich war bereits einige Jahre auf Atschin als sich dieser Vorfall zugetragen hatte. Nachdem die Vorstellung zu Ende, wurde ich als Jüngster im Detachement, mit einer gut gemeinten Mahnung entlassen. Vorläufig war ich noch einige Tage dienstfrei, um mich überall zu orientieren; auch war mein Berittsführer beauftragt, mir alles zu erklären, was nöthig war, die verschiedenen Honneurs, wenn einer vom fürstlichem Geblüt in Uniform erschien, was sehr selten der Fall war, meist kamen sie in javanischem Kostüm mit dem unzerrennlichen Bajong (Schirm), der von einem Bedienten über den Kopf gehalten wurde. Die Rangunterscheidung vom Sultan bis zum Kapella-Kampong (Ortsvorsteher) war auf diesen Schirmen keine so leichte, als man glauben sollte. Dieses alles zu erklären, würde hier zu weit führen. In einigen Tagen war ich mit allem Nöthigen einigermaßen bekannt; ich wurde auf Wache commandiert; die Wache selbst war bei uns im Kampement; der Posten jedoch hinter zwei starken großen Mauern, welche den Palast umgaben, an jedem der Eingänge standen oder saßen zwei Eingeborene, bewaffnet mit vergifteten Lanzen und einem Dolch, sie ließen keinen durch, der dazu nicht berechtigt war; an der dritten und letzten Mauer war der Eingang zu dem Palast; ein großes eisernes Thor verschloß denselben. Die Leibwache hatte den Schlüssel in der Tasche und mußte sich überall von der Ruhe usw. überzeugen.

Außer mir waren auch hier mehrere Javaner auf Wache, dieselben kochten einen vorzüglichen Thee, welcher mit Arac

genossen wurde, auch ich erhielt eine gute Portion davon, welcher mir vortreflich mundete. Nun unterhielten wir uns so gut es ging in unserer Aussprache, bis die Stunde der Ablösung kam; die aber nicht immer eingehalten wurde; der Wachcommandant suchte in der Regel sein Bett auf (wenn die Luft rein war); die nun nicht gerade auf Posten waren, folgten dessen Beispiel; dauerte es dem auf Posten stehenden zu lange, so nahm er seinen Mantel, machte sich auf der Bank vor dem Thor ein Lager zurecht, wobei noch die Javaner behülflich waren und schlief auch.

Dem Regierungspräsidenten wurde jeden Morgen ein Rapport der Wache zugestellt, wobei das Besuchsbuch für den Sultan mitgenommen wurde. Der Resident (im Rang eines Generals) sowie auch der Sultan schrieben die Namen, Rang oder Stand mitunter auch Ankunft und Zeit des Besuches ein; dieses Buch erhielt der Posten, der nur die beschriebenen Personen einlassen durfte. Unser Detachement führte den Namen Leibwache, auch noch heutigen Tages; es ist aber in Wirklichkeit ein Bewachungsdetachement, denn sobald der Sultan den Palast verläßt, begleitet ihn der Posten. Will er ausreiten oder fahren, so erhält S. H. eine Escorte von 6 Mann zu Roß; 2 Mann reiten voraus, 4 folgen dem Führchen auf einige Schritte (mitunter recht tolle Ritze), wovon S. H. ein großer Freund zu sein scheint. Es kommt auch vor, daß S. H. mit der rechtmäßigen Gemahlin mit den nächsten Beibeibern und Hofdamen eine Spazierfahrt unternimmt; erstere erhält als Escorte 4 Reiter, uns machte diese Begleitung keine Freude.

Der westliche Teil des Palastes mit einem großen prachtvollen Garten ist nochmals mit einer starken Mauer, welche noch höher als die vordere ist, umgeben; darinnen befindet sich der Harem, zu meiner Zeit waren 36 von dem schönen Geschlecht darinnen, die ihr beschauliches Dasein fristeten und von Eunuchen auf Schritt und Tritt bewacht wurden. Diese haben wirklich kein beneidenswerthes Los, die Begebenheiten, die wir durch die Eunuchen zu hören bekamen, kann ich der Feder nicht anvertrauen, denn dieselben gehören in die Chronik Scandaleuse.

An dem beschriebenen Theil des Palaſtes und Garten ſchloß ſich ein Palmenhain, auch mit Mauern, jedoch nicht von ſolcher Höhe, wie die anderen umgeben. In dieſem waren Käfige und Grotten für allerhand Thiere. Die erſte und größte der Grotten diente zum Aufenthalt für die Tiger, mitunter bis zu 12 an der Zahl. Von allen Sorten konnte man ſie hier ſehen; die Nahrung, welche die Thiere erhielten, war nicht weit her, denn dafür wurde nichts ausgegeben. Es gingen einige Javaner in die Stadt und den Kampongs herum, um herrenloſe Hunde einzufangen und den Tigern zuzuschleppen; auch verendetes Vieh, als Pferde, Rinder, Schafe uſw. wurde in Menge gebracht.

Der alte Aufſeher wußte mehr zu erzählen wenn er wollte, aber ſein Leben war ihm lieber; ich habe mich ſpäter, da ich der Sprache mächtig war, manche Stunde mit ihm unterhalten.

Die folgende Grotte beherbergte Hyänen, Schakale uſw., wieder eine andere eine Anzahl Eber, aber Prachtexemplare; dann ſchloß ſich ein Käfig mit Stachelſchweinen an, dem mit einigem Abſtand der Löwenkäfig ſich anſchloß; das war das einzige Thier, welches ſeine Mahlzeit regelmäßig erhielt; jeden Tag 10 kg frisches Rindfleisch ohne Knochen; der Löwe wurde nicht vergeſſen, denn wenn die Zeit des Fütterns nahte, ließ er ſeine Stimme ertönen, welche auf eine große Diſtanz zu hören war. Den Schluß bildete der Elephantenſchuppen mit ſeinen 3 großen ſeltenern Exemplaren, deren Fütterung hauptſächlich aus Mais und Zuckerrohr beſtand, den ſie auch fortwährend lauten. Dieſes alles wird von S. H. faſt nicht beachtet, dagegen iſt er ein Freund von Pfeil- und Bogenschießen, woran ſich auch die Prinzen und Räte beteiligten und um große Summen ſchießen, auch ſieht man ihn öfter in kleiner Umgebung Karten ſpielen; er macht auch zeitweilig Beſuche ſelbſt bei Europäern, wo er dann in ſchwarzem Anzug und Cylinder erſcheint; nur das unentbehrliche Kopftuch, welches nie abgelegt wird, ſelbſt wenn er Generals-Uniform mit Ritterorden trägt, entſtellt ihn.

Die Zeit des Krönungsfestes nahte, täglich erschienen Lastträger mit Kästen allerlei Art, auch die ohrbetäubenden Gamalangs, deren Anwesenheit jedes Fest weithin verkünden, kamen an. Der liebe Leser kann sich von dem Lärme eine Vorstellung machen, welcher entsteht, wenn gegen 200 Mann auf Kupfer- und Messingkesseln mit Schlägeln, die mit Tuch oder Filz umwickelt sind, schlagen. Die Kessel stehen auf Böden, sind mit allen möglichen Figuren und Verzierungen in Gold versehen und daher sehr werthvoll. Ist der Tag des Festes angebrochen, so geht der ohrenbetäubende Spektakel auf den Gamalangs los. Tausende und abertausende Javanen strömen aus allen Gegenden herbei. Alle sind bewaffnet und nehmen so Aufstellung auf dem Alon-Alon. Kanonendonner verkündet nach 10 Uhr, daß der Regierungspräsident sich zum Sultan begiebt zur Gratulationscour; nach ihm finden sich noch ein: der Truppen-Kommandeur der zweiten Abtheilung auf Java, auch ein General, einer aus dem Hauptquartier und die Offiziere der Garnison. Der einzige Tag, der den Herren gestattet ist, dort zu erscheinen. Nachdem dieser Theil des Empfanges vorüber ist, begiebt sich S. H. mit sämmtlichen Herren (die Damen sind nicht vertreten) und großem Gefolge auf den sogenannten Singel oder Terrasse an der ersten Mauer, auf dieser wird Platz genommen, zur Rechten der Regierungspräsident, zur Linken der im Rang Älteste usw. Nun beginnt das Defiliren der herbeigeströmten Heerschaaren, alle wollen ihren Sultan sehen, selbst die 3 Elefanten sind vertreten, sie machen den Anfang, indem sie vor S. H. niederknien, den Rüssel in den Sand ausstrecken, dann aufstehen und weitergehen. Jetzt erscheinen Truppen des Sultans mit modernen Gewehren bewaffnet und einer fast neuen Fahne in ihrer Mitte; keine Abtheilung erscheint ohne eine derselben und ist sie noch so alt, mitunter kaum zu erkennen, was sie vorstellen soll; nun folgen Abtheilungen in bunter Folge hintereinander, von Generation zu Generation rückwärts bis zu 4—500 und noch mehr Jahren gekleidet in damaliger

Tracht und mit alten Waffen. Sie führen während des Vorbeimarsches ihre Sprünge und Tänze aus. Zuletzt erscheint eine Gruppe mit unheimlichen Masken aus ururalter Zeit. Sie bleibt vor S. H. stehen, grüßt, beginnt einen ihrer Kriegstänze und zum Schluß eine regelrechte Fechtereie mit ihren kleinen Lanzen und großen Schildern, bis einer oder zwei vom Platz getragen werden müssen; dann ist die Festlichkeit zu Ende. S. H. begiebt sich mit seinen Gästen nach dem Palast zurück, das Volk zerstreut und amüsiert sich. Endlich naht die Zeit, wo die Leibwache aus Diniren kommt, es ist reichlich, die Herren genießen wenig. Sobald die Gesellschaft den Speisesalon verlassen hat, begiebt sich das ganze Detachement zur Tafel. Welch eine Fülle herrlich zubereiteter Speisen, Torten, allerlei nur erdenkliches Gebäck; die besten der verschiedenen Sorten Weine stehen meistens noch unberührt. Daß dies alles für einen Soldatenmagen eine Seltenheit ist, wird sich der liebe Leser vorstellen. Nachdem wir den Speisen und Weinen unsern Tribut gezollt hatten, nahmen wir das noch Vorhandene mit nach unseren Kampements; der Zufall wollte, daß einer der unsern eine Kiste mit Champagner entdeckte, auch diese ging denselben Weg, denn es frug niemand darnach, sie war eben weg. Während wir uns stärkten, hatte sich der größere Theil der Gäste entfernt, nur die 4 Herren Generäle (denn S. H. trug heute auch Uniform) saßen an einem Tisch im Spiegelsaal und spielten Karten. Daß es nicht um kleine Summen ging, konnte man an den Stößen von Banknoten und aufgehäuften Goldstücken sehen. Mit Dunkelwerden verabschiedeten sich auch diese Herren und der Trubel erreichte somit langsam sein Ende; für das Ohr eine wirkliche Wohlthat.

Jetzt kam die Zeit, wo S. H. die meisten Tage eine Stunde und länger ausritt; gegen hundert und noch mehr theiligten sich dabei, um ihren Reichthum an prächtigen Pferden, Sattel- und Zaumzeug bewundern zu lassen, einer sucht den andern an Pracht zu überbieten. Sie waren alle im Kostüm der Eingeborenen, mit bloßem Oberkörper und Füßen, Reit-

gerten von Tausenden im Werth konnte man sehen. Mit Eintritt der Dunkelheit wurden auch diese Ausflüge beendet.

Daß Raub und Mord auch bei den Eingeborenen im Schwange war, bewies die Masse Menschen, die täglich am Regierungsgebäude versammelt waren, um ihr Urtheil zu hören. Bestraft wurde sehr streng, denn der Staat brauchte Arbeiter, um Wege zu bauen, Land urbar zu machen, in Bergwerken zu arbeiten oder Truppen im Felde auf ihren anstrengenden Märschen zu begleiten und theilweise zu versorgen. 15—20 und noch mehr Jahre Zwangsarbeit in Ketten, oder Todesstrafe mittelst Strang waren keine Seltenheiten. Eines Tages wurden 5 von den Mordgesellen auf dem Alon-Alon auf leichtere Weise hingerichtet. Morgens in aller Frühe des Tages der Hinrichtung entstand ein außergewöhnlicher Menschenauslauf. Tausende und abertausende erschienen bewaffnet auf dem genannten Platz, für den Sultan und den Präsidenten war zwischen den zwei bereits genannten Bäumen eine Tribüne erbaut, von welcher das Todesurteil in malayischer und javanischer Sprache durch den Dolmetsch der Regierung vorgelesen wurde. Der Galgen war gegenüber der Tribüne errichtet. Gegen 4 Uhr erschien der Präsident mit den Richtern, 3 Europäer und 3 Javanen, kurz darauf der Sultan mit dem Reichsverwalter. Nachdem die Herren Platz genommen, wurden die Verurtheilten, in weiße Gewänder gekleidet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, vorgeführt, nachdem sie die 5 Stufen erklimmen hatten, wurde jeder unter einen Strang auf ein schmales Brett gestellt; jetzt wurde das Protokoll mit lauter Stimme verlesen, wobei eine tiefe Stille herrschte, unter den vielen tausend Menschen fast nicht zu glauben; jetzt erst erschien der Scharfrichter, verbeugte sich vor den Herren, betrat den Galgen, legte einem jeden der Reihe nach die Schlinge um den Hals und erwartete das im Namen der Königin gesprochene Wort, worauf sich alle 5 Bretter durch einen Ruck seitwärts neigten und die Verurtheilten von der Oberfläche verschwanden.

Da der Galgen mit einer ca. 2 Meter hohen provisorischen Wand umgeben war, konnte man von draußen nicht sehen,

was drinnen geschah. Die Transporteure, die die Verbrecher nach der Richtstätte brachten, sitzen drinnen; sie bringen auch das Brett in Bewegung. Sobald die Verurtheilten gefallen, wurden sie an den Beinen fest gehalten, bis die letzten Lebensgeister entschwunden waren. Der Sultan und der Präsident verließen nun ihren Platz und begaben sich nach ihrem Palais, die Richter verweilten am Platz bis die Leichen abgeholt wurden, welches gegen 8 Uhr geschah, dann verließen auch sie die Richtstätte. Während einer solchen Exekution wird alles Militär außer uns consignirt, die Artillerie nimmt an den Geschützen Aufstellung, so daß im Fall eines Aufruhrs sofort eingegriffen werden kann; in solchem Falle ist zuerst die Leibwache dem Verderben geweiht, die einzige Rettung wäre der schleunige Rückzug in den Palast, wenn sie diesen erreicht, wäre sie vorläufig sicher. Die große Mauer und das eiserne Thor halten schon eine Zeit lang die Angreifer auf und im Nothfall würde zum äußersten geschritten, d. h. der Palast würde in Brand gesteckt, dazu wird es wohl nie kommen, denn die Stätte gilt Allen als Heiligthum, und da der Sultan auch der einzige Hohepriester ist, entscheidet schließlich sein Ja oder Nein.

Daß S. H. mitunter Langeweile hatte, ist begreiflich, man überwacht ihn auf Schritt und Tritt, selbst der Empfang von Fremden, (Javanen ausgenommen), wird erst durch Vermittelung des Residenten gestattet. In dieser Beziehung keine beneidenswerthe Lage. Da der Sultan sonst kein Freund von blutigen Schauspielen war, wunderten wir uns eines Tages, die Mittheilung zu hören, in nächster Zeit würde ein Tiger- und Büffelgefecht stattfinden, das erste, seit er den Thron bestiegen; ein Beweis für uns, daß er furchtbare Langeweile hatte, er rächte sich dafür in sofern, daß er keinen Europäer, selbst den Residenten nicht, mit Einladung zu diesem interessanten Schauspiel beehrte. Daß durch diese Nichtachtung eine große Spannung zwischen beiden Parteien entstand, ist ganz natürlich; die Folge war, daß der Resident einige Zeit darauf versetzt wurde.

Die Vorbereitungen zu dem interessanten Gefecht waren beendet und zwar im Garten des Harems, der Tiger saß schon ein paar Tage in einer Falle, in die er aus der Grotte gelockt war, halb verhungert und matt. Der weiße Büffel ohne Fleck und Abzeichen in der Vollkraft seiner besten Jahre, gut gepflegt, die Hörner scharf wie ein Messer; so harrten beide Gegner bis zum Tag ihres Todes. Daß das Schauspiel auch für die Javanen seine Anziehung hatte, bewies, daß eine ungeheure Menschenmenge auf den Beinen war; aus jedem Kampong war eine Anzahl gut bewaffneter und unerschrockener Männer auferstanden, um einen sogenannten Ring zu bilden, in deren Mitte das Gefecht stattfand. Gegen 2000 Mann wurden in drei Gliedern folgendermaßen aufgestellt: das erste saß, das zweite kniete und das dritte stand, um auf diese Weise eine richtige Mauer mit nach vorn gesenkten Lanzen zu bilden. An jedem Ende des Ringes stand ein Käfig, in dem sich die Kämpfer befanden und nur noch des Zeichens des Sultans bedurften, um sich auf einander zu stürzen. Der Sultan selbst saß auf der Veranda des Haremsgebäudes, rund um ihn die ersten Weiber, dann die Prinzen und andere Geladenen; auch die Damen des Harems hatten etwas entfernter von den übrigen Platz genommen. Ich sah hier dieselben zum erstenmal, aber alle mit verhülltem Gesicht, nur Mund, Nase und Augen waren sichtbar.

Endlich wurde das lang ersehnte Zeichen zum Anfang gegeben. Der Büffel trat aus seinem Käfig, sah sich um, schüttelte sich und ließ einen dumpfen Ton hören; jetzt wurde der Käfig des Tigers geöffnet, mit einem Sprung war er hinaus, setzte sich aber sofort lagenartig sprungfertig; währenddem kam der Büffel langsam auf seinen Gegner zu. Inzwischen hatte der Tiger seinen Anlauf genommen, er versuchte dem Gegner ins Genick zu springen, jedoch der Sprung mißlang; da der Büffel den Kopf senkte und er über denselben hinwegsprang. Diese Manöver wiederholten sich einige Male, bis der Tiger nach abermaligem Fehlsprunge von den scharfen Hörnern des

Büffels aufgefangen wurde dergestalt, daß seine Eingeweide in der Luft herumflogen; da erhoben die Zuschauer ein entsetzliches Jubelgeschrei, welches den wütenden Büffel noch derart reizte, daß er den verendenden Feind mit den Füßen zerstampfte. Er schien völlig rasend geworden zu sein, der Sultan aber gab ein Zeichen, auch ihn abzumachen, das war bald geschehen, eine Menge Lanzen bohrten sich in seinen Leib.

Um das Fleisch des Büffels entwickelte sich später noch eine Schlägerei, sodaß wir noch Ruhe stiften mußten. Es ist bei solchen Gefechten der Glaube unter den Eingeborenen eingewurzelt, daß der Tiger unterliegen muß, sonst haben die Beteiligten alle Unglück, umgekehrt ist's mit dem Büffel. Ein Stück Fleisch von diesem zu erhaschen, ist eine Gnade des Tuan-Allah. Nun brach eine für unsere Ohren unangenehme Zeit an, die Bet- und Fastenzeit; aus Palast wie Hütte ertönte der Gamalang mit seinem obrbetäubenden Tong-Tong-Tjing-Tjing, zwischendurch ein Bum-Bum und solches von hundertten von Instrumenten Tag und Nacht; dazwischen ein trauriger Gesang von klein und groß. Für einen Europäer, der diesem Lärm nicht enttrinnen kann, ist das um aus der Haut zu fahren, wie das Sprichwort sagt; es hatte für uns das Gute, wir bekamen keinen Schlaf, wenn wir Posten standen, denn auch im Palast erscholl bis zum Sonnenaufgang dieselbe Musik; dann wurde ein stilles Gebet verrichtet und die Nahrung für 24 Stunden eingenommen.

Wir bekamen alle unsern Thee, Gebäck und die Wache einen Posten guter Manilla-Cigarren, sowie ein Duzend neuer Karten (wovon ich noch zwei vollständige Spiele in meinem Besitz habe) zum Zeitvertreib. Aber auch diese Zeit ging zu Ende. Der Sultan legte das Hohepriester-Ornat an und begab sich, gefolgt von 2 Mann von uns, zu Fuß gegen Sonnenuntergang auf den Mon-Mon. Vom Palast bis zum letztern war der Weg auf beiden Seiten mit Menschen besetzt, die ihre beste Schwaare auf Matten ausgestellt halten, damit der Sultan den Segen des Tuan-Allah über dieselbe austreue; alle hockten

auf den Bersen (was beiläufig gesagt kein Europäer nachmacht oder längere Zeit aushält). Als S. H. nahte, fielen alle vornüber und berührten die Erde mit der Stirn, bis er vorüber war; sobald die Ronde gemacht war, wurde ein Zeichen gegeben und sämtliche Anwesenden begannen zu essen, auch die armen Teufel, die nichts ausgestellt hatten, erhielten das Beste, während die Prinzen und Wohlhabenden nur eine Kleinigkeit genossen. Den Rest und das ist gewöhnlich nicht wenig, erhalten die Armen, damit auch diese denken sollen, Tuan-Allah sorgt für sie, das wird auch durch diese Freigiebigkeit vollständig erreicht.

S. H. begiebt sich auf dem kürzesten Wege nach dem Kraton, um auch etwas zu genießen und dann nach dem Tempel. Er erschien jetzt in einem Ornat, daß nur einmal im Jahre getragen wird; es ist ein langer bis zur Erde reichender Hermelinmantel, mit gelbseidenem Futter, mit Sternen besetzt, auf dem Kopfe trägt er einen Turban von himmelblauer Seide, gleichfalls mit Sternen geschmückt, an den Füßen Sandalen mit Gold gestickt und mit Edelsteinen verziert. Die Leibwache hatte sich inzwischen an dem Tempel vor dem Wassergraben aufgestellt, nur 2 Mann folgten heute in großer Entfernung, da die Sultinin, Beiweiber, Prinzen und Prinzessinen sowie der ganze Hofstaat denselben begleiteten; an dem Graben angekommen, überschritt der Sultan über den nur für ihn bereiteten Steg das Wasser, die übrigen gingen alle durch dasselbe, da nach des Sultans Uebergang der Steg sofort weggenommen wird. S. H. begab sich ganz allein in den hintersten Theil des Tempels, die übrigen vertheilten sich nach Rang und Würden in den verschiedenen Sälen. Es schien hier alles im stillen Gebet zu verharren, solche Ruhe herrschte unter tausenden von Menschen.

Wir durften den Raum auf dem anderen Ufer des Wassers während der ganzen Nacht nicht betreten, erhielten aber einen guten Thee mit allerlei Gebäck, feine Cigarren und auch noch jeder 2 Dollar zum Kartenspiel. Die Ceremonie dauerte bis Sonnenaufgang, dann folgte ein anhaltender Jubel. S. H. erschien wieder und das Fest nahm seinen Anfang; der Sultan

begab sich nach dem Kraton zurück, wo ihm jetzt nur wenige das Geleit gaben, der größte Theil suchte auf dem kürzesten Wege sein eigenes Heim auf, um etwas Ruhe zu genießen; so auch wir. Unsere Ruhe war aber leider von kurzer Dauer, um 9 Uhr mußten wir alle im Palast versammelt sein, da für diesen Tag bis Mittag 1 Uhr der Zutritt für alle, außer Europäer, gestattet war. Nach 1 Uhr wurden die Thore wieder geschlossen, nur dem bessern Publikum war es gestattet, zu bleiben, aber auch nur in größerer Entfernung. Der Sultan ließ seiner Umgebung jetzt Erfrischungen, bestehend in Thee, Limonade, Cognac mit Selterswasser herumreichen; auch er nahm ein Glas von beiden letzteren. Für uns ward im Speisesaal Reis, Fische, Geflügel in Fülle und für jeden eine Flasche echtes Pilsener Bier aufgestellt; so bald wir fertig waren, wurden wir auf einige Entfernung von dem Sultan postiert um einen Gorden zu bilden, den niemand durchschreiten durfte; den Zweck sollten wir sogleich sehen, die immerwährend geschlossenen Thüren des Harems öffneten sich und es erschienen 32 Mädchen, eine wie die andere in weißer arabischer Kleidung, eine jede trug auch gleichen Schmuck, als Halsbänder, Ohrringe, Armbänder, fast an jedem Finger einen oder mehrere Ringe; schließlich einen prachtvollen Gürtel.

Alle waren von blendender Schönheit (trotzdem ich sehr viel gesehen, dergleichen war und ist mir nie wieder vorgekommen). Das Antlitz mit einem langen durchsichtigen Schleier leicht bedeckt, nahnten sie sich bis auf kurzen Abstand von S. H., machten dann auf großen kostbaren Teppichen Halt, stellten sich in 2 Abtheilungen mit etwas Zwischenraum auf, dann vier und vier hintereinander ließen sich nieder mit gekreuzten Beinen und brachten so alle den üblichen Gruß dem Sultan. (Dies geschieht, indem sie die beiden Ellbogen gegen den Leib pressen, die Unterarme nach vorne im spitzen Winkel, die Hände zusammenlegen, Finger und Daumen nach oben und mit den Letzteren die Nase berühren), worauf der Sultan, huldvoll lächelnd, den Gruß durch leichtes Neigen des Hauptes erwiderte.

Es geschahen nun leise Schläge auf's Gamalang, worauf 16 der Schönen aufstanden und nach dem Takte der Musik ein Pantominienspiel aufführten, mit so gleichmäßiger Bewegung, als ob eine einzige Person es vollführte. Als dies zu Ende, erhoben sich die 16 Andern und stimmten einen Gesang an, und so gings abwechselnd weiter. Das S. H. bei guter Laune war, merkten auch wir, denn er ließ uns öfter Bier, Cognac und Selters reichen, was sonst nicht vorkam. Wie alles so hatte auch dieses Fest sein Ende. Wir waren froh, daß es alle war, kehrten aber mit der Erinnerung, ein seltenes Schauspiel gesehen zu haben, in unser Quartier zurück.

3.

Doch meinem Verbleiben in der angenehmen Stellung sollte ein jähes Ende bereitet werden, eines Morgens wurde ich zum Commandanten gerufen und dieser stellte mir die Wahl, entweder als Corporal zum Regiment zurückzukehren, oder als Gemeiner bei der Leibwache zu bleiben, er gab mir 24 Stunden Bedenkzeit. — Man kann sich denken, wie schwer mir die Wahl wurde; was war das Beste? Hier das sorgenfreie, gute und verhältnißmäßig ruhige Leben, um welches mich mancher, in guten Verhältnissen lebender Bürger hätte beneiden können; dagegen mußte ich mir auch sagen, daß es den Reiz der Neuheit schon verloren hatte und mit der Zeit noch mehr verlieren würde; so nahm ich denn den Rang als Corporal an; als solcher stand mir vielleicht noch vieles bevor, vor allem konnte ich weiter avanciren, ich konnte von einer Garnison zur andern, von einer Insel zur andern geschickt oder versetzt werden usw.

So entschied ich mich denn, die Beförderung anzunehmen und zum Regiment zurückzukehren. Andern Tags gab ich dem Commandanten meine Entschliesung kund und kurze Zeit darauf kam die Ordre meiner Beförderung und Einstellung bei der rechten Hälfte der 4. Eskadron nach Kotta-Radja auf Sumatra.

Nach kräftigem Abschiedstrunke rüstete ich mich zur Abreise,

diese sollte mit der ersten Schiffsgelegenheit erfolgen, jedoch dauerte es, bis sich diese bot, noch etwa 14 Tage. Nun erfuhr ich auch, warum ich Platz gemacht hatte. Der Commandant wollte gern einen Singo (Mischling) einen armen Teufel einstellen und da keine Aussicht vorhanden, daß in Bälde ein Platz frei würde, hatte er mich zum Corporal vorgeschlagen. Das war angenommen worden, da Leutnant Khoen beim Kriegsminister in gutem Ansehen stand. Der Tag meiner Abreise war gekommen, und unter Begleitung eines großen Theils des Detachements gieng zum Bahnhof.

Die Reise ging wieder nach Samarang, um von da mit dem Küstendampfer über Cheribon, Batavia, Palembang, Bangkok, Singapore, Penang, Samalange auf Del-Deh zu enden; sie dauerte 14 volle Tage und das in der Regenzeit in den Tropen. In Samarang traf ich noch mehrere von anderen Truppentheilen, welche die gleiche Bestimmung hatten. Am nächsten Tag kam schon das Schiff in aller Frühe in Sicht; trotzdem ein hoher Seegang auf der Rhebe war, wurde es doch gewagt, mit der größeren Dampfmaschine sich dem Schiff zu nähern, was endlich unter Schwierigkeiten und Gefahr gelang. Auf Deck angekommen, fragte ich den ersten Steuermann nach dem bestimmten Platz und Lager, aber wer beschreibt meine Enttäuschung, als derselbe mir zur Antwort gab, „den muß sich jeder selbst suchen, dazu haben wir keine Zeit.“

Der liebe Leser denke sich jetzt in meine Lage. Das Schiff vollgestopft mit Chinesen, Arabern, Malaven, Javanen, Militärs von allen Sorten, eine große Menge Frauen und Kinder der Soldaten, denn jeder konnte seine Haushälterin mitnehmen. Um das Maß voll zu machen, waren noch gegen 300 Sträflinge da, kein Plätzchen, und war es noch so klein, war unbefest, das war trostlose Aussicht für 14 Tage. Dabei herrschte in diesem bunten Treiben eine Unreinlichkeit, die jeder Beschreibung spottete; das bereitete Essen keltete einem an, wenn man die schmutzigen Köche sah; meine Nahrung bestand während dieser Fahrt aus Reisbrod, rohem Fleisch, gebratenem Fisch, Kokosnuß

und einigen Flaschen Bier; da ich glücklicherweise bei Kasse war, konnte ich mir selbiges leisten, die, welche ohne Mittel waren, mußten, um nicht Hungers zu sterben, das ihnen Gebotene genießen. Kein Nachtlager, vielweniger eine Decke konnte man erhalten und wenn wirklich man etwas ähnliches erlangt hatte, strotzte es von Schmutz und Ungeziefer, so daß man es gleich wieder wegwarf; dazu kamen die kolossalen Regengüsse und kein schützendes Dach war vorhanden; trotz der Tropenhitze wurden wir von einem Tag zum andern nicht trocken. Ein Viehtransport hier in Europa ist eine Fahrt im Salonwagen gegen eine Fahrt als Zwischendeckspassagier auf einem Küstendampfer von den Molukken bis Sumatra.

Daß ich auf den Vorschlag, Dschogdschokerta zu verlassen, eingegangen war, bereute und verwünschte ich, wie sich der Leser denken kann, hundertmal. Auf allen bereits genannten Plätzen wurde angehalten, neue Passagiere wurden aufgenommen, andere an Land gebracht, auf Verminderung und Besserung der Lage war keine Aussicht; endlich kamen wir nach Palembang, da verließen die meisten das Schiff, denn es waren fast alle Handelsleute; ein großer Theil Javanen mit Frauen und Kinder kamen in Arbeit auf den Plantagen, auch ein großer Theil von Sträflingen wurde abgesetzt, meist welche in Ketten, deren Behandlung und Verpflegung während der Fahrt zu beschreiben, die Feder sich sträubt.

Nachdem auf diese Weise das Schiff ziemlich leer geworden war, gingen die Matrosen an die Reinigung, was bis jetzt unmöglich und doch so nothwendig war, auch wurde jetzt mehr Rücksicht auf uns genommen, aber der Ekel saß bereits zu fest; einige bekamen das Fieber, was der schlechten Kost, der schlechten Lagerstätte und der fehlenden Nachtruhe zuzuschreiben war. Somit erreichten wir Singapore; eine der größten Handelsstädte im indischen Archipel, sie ist in englischem Besitz; hier wurden nur einige Chinesen abgesetzt und weiter gings. Endlich erreichten wir Del-Deh, unsere Endstation zu Wasser. Von den Mitfahrenden war keiner froher als ich, daß wir das Schiff verlassen konnten.

Nachdem wir alle glücklich gelandet, denn es war hier starke Brandung, wurden wir nach dem Bahnhof geleitet, wo wir bis zum Abgang des Zuges mit einer halben Flasche Wein und einem Brödchen mit Käse bewirthet wurden. Das Signal zum Einsteigen wurde gegeben, der Zug setzte sich in Bewegung und weiter ging es nach Kotta-Radja, unserem Bestimmungsplatz, welcher nur 8 km entfernt war. Dort angekommen, erwarteten uns viele Kameraden, die uns zu unsern Truppentheilen den Weg zeigten. Viele trafen alte Bekannte und die Freude war groß, da sie sich mitunter Jahre lang nicht gesehen hatten. Ich ging direkt in unsere Kaserne, wo der Rittmeister noch anwesend war und ich mich gleich melden konnte, und dadurch manche Lauferei ersparte.

Nach verschiedenen Fragen und Antworten beschwerte ich mich über die schlechte Verpflegung auf dem Schiff, erhielt aber den nicht gerade ermutigenden Bescheid, ich sollte morgen bei der Vorstellung dem Garnisonkommandanten meine Beschwerde vortragen; ich that es, weil ich einmal A gesagt, mußte ich auch B sagen. Als am folgenden Morgen der ganze Transport angetreten war, denn um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr mußten wir alle am Garnisonkommando sein, erschien zuerst der Platz-Major oder Adjutant des Kommandanten und frug den einen und den andern um etwaige Beschwerden; ich gab ihm ein Bild von unserer Reise, die anderen hielten wohlweislich den Mund, sie schienen die Sache zu kennen. Nach einigem Nachdenken frug er in gutem Deutsch: „Sie sind wohl ein Deutscher?“ Worauf ich die Antwort „ja“ gab; darauf erwiderte er in holländischer Sprache: „Jessie Moeffe (ein ordinärer Schimpfname) hebt altos watt (ihr . . . . . habt immer was).“ Während der Zeit erschien der Kommandant, ein großer Mann wie selten einer, besah sich einen jeden von oben bis unten, stellte einige Fragen und wir wurden entlassen, da ich mit dem Abtreten noch etwas zögerte, frug er: hat der Korporal noch etwas?, worauf ich das bereits entrollte Bild noch weiter aufrollte. Die Schilderung schien selbst dem Herrn Oberst fatal zu sein, denn er sah seinen

Adjutanten nicht sehr freundlich an, indem er sagte: „die Sache aufschreiben, muß untersucht werden.“ Ich hatte mir diesen Offizier zum Feind gemacht, besonders, da bei der Untersuchung herauskam, er habe die Klage unterdrücken wollen. Ich erhielt nach langer Zeit 25 Gulden Entschädigung für die Reise, der Leutnant wurde nach Gelebes versetzt. Ob die übrigen auch etwas erhalten haben, entzieht sich meiner Kenntniß.



### III. Abschnitt.

## Auf Sumatra's Nordküste Atschin.

#### 1.

Da dieser Theil nur kriegerischen Erlebnissen gewidmet ist, gebe ich nur die Namen der Kampongs an, die dabei von Interesse sind und lasse dabei die Namen vorkommender Personen aus besonderen Gründen weg. Man muß bedenken, wir haben es mit einer Fremdenlegion zu thun, in welcher bei Subalternen wie bei höheren Offizieren die Vaterlandsliebe, die Selbstaufopferung dafür stark in den Hintergrund tritt. Es möchte ein Jeder gern wohlhabend ins Mutterland zurückkehren und setzt darum sein Leben einer direkten Gefahr nicht leicht aus; solches kommt nur vereinzelt vor. Es werden vielleicht viele, die noch in Deutschland leben und die Verhältnisse kennen, mir vollständig Recht geben. Daran aber liegt es wohl auch, daß Sumatra, besonders Atschin nach 24 Jahren noch nicht vollständig unterworfen ist und dies der Staatskasse ungeheure Summen kostet. Kotta-Radja, die Hauptfestung und der Regierungssitz von Atschin, hatte zur Zeit 4—5000 Mann Besatzung von allen Truppengattungen. In der Festung selbst waren sehr wenige, die übrigen lagen ringsum derselben, so auch unsere halbe Escadron. Der Dienst bei uns war sehr abwechslungsreich, wir dienten als Escorten mitunter tagelang. Dann machten wir Recognoscierungsritte bis in die äußerste Wildniß und hatten nebenbei anstrengenden Ordonanzendienst, daher bei Tag und

Nacht wenig Ruhe; von der steten Gefahr, gefangen zu werden und einen martervollen Tod zu sterben, garnicht zu sprechen; bei uns ging's leidlich, aber oft genug hörten wir, wenn wir uns bei anderen Truppentheilen nach Kameraden erkundigten: „der ist verschollen“. Wir waren im übrigen auf ganz Atschin gern gesehene Gäste, wir besorgten auch die Post; Briefe aus der fernen Heimath nach den äußersten Posten. Mancher erreichte seine Bestimmung zu spät, weil der Betreffende nicht mehr unter den Lebenden weilte; in solchen Fällen ging der Brief nach Batavia, von wo aus dem Absender die Gründe der Nichtbestellung mitgetheilt wurden. Wir überbrachten auch die Ordres an die Detachements zum Ausrücken nach dieser und jener Himmelsrichtung und begleiteten diese wohl auf ihren Zügen. Wo wir erschienen, gab es etwas Neues, und überall waren wir, wie bereits gesagt, willkommen und erhielten Wein, Bier und Cigarren. Von den Herren Offizieren wurden wir gut bedacht, wenn das langersehnte Avancement eingetroffen, oder mancher, der schon lange in dieser Wildniß war, wieder in eine von Menschen bewohnte Gegend versetzt wurde; wenn es nach Java ging, wurde von Allen mehr gespendet, so groß war die Freude.

Eines Tages erhielten wir Befehl, den ersten Offizier der Genietruppe, welcher auch Kasernen-Inspector war, auf seiner Inspectionsreise durch ganz Atschin zu begleiten; ein Zug von uns, unter einem Leutnant wurde dazu bestimmt; und da es viel zu sehen gab, schloß sich uns auch unser Rittmeister an, weil noch ein Offizier zurückblieb. Es ging zunächst nach Süden, jede Benting (befestigtes Lager von Truppen) Blockhäuser und was sonst vorkam, wurde einer Untersuchung unterworfen. So gelangten wir nach einigen Tagen bis an die äußerste Grenze unserer Befestigungen, diese war von einem Bataillon Infanterie und einem Detachement Artillerie belegt. Sie führte den Namen Glee-Gambing, lag auf der Höhe und gestattete einen weiten Ueberblick über die Umgebung. Einige gute Geschütze sicherten sie vor der allzugroßen Dreistigkeit der Atschinesen, welche sich dennoch oft bis in den Bereich des Gewehrfeuers wagten. Wir

blieben eine Nacht hier, um den folgenden Tag mit der Besichtigung der anderen Linie zu beginnen. Es wurde fast Mittag, bevor aufgebrochen wurde; durch das viele Trinken waren wir in aufgeweckter Stimmung, und es war hohe Zeit, daß wir fortkamen, fort in die Sonnenglut hinein. In scharfem Trabe hatten wir Long-Vemoeu erreicht, ein kleines Blockhaus auf einer Anhöhe; die Besichtigung dauerte nicht lange und es ging weiter. Wir konnten einige tausend Meter geritten sein, als ein heftiges Gewehrfeuer aus großer Entfernung auf uns eröffnet wurde. Einen Moment stuzte die ganze Schaar, dann aber befahl der Rittmeister zu attackiren. Während dieses vorfiel, hatte der Inspektor nebst seinem Adjutanten das Weite gesucht, gewiß um den nächsten Posten zu erreichen. Unser Rittmeister ließ den Zug formiren und fort ging es im Galopp dem Feuer entgegen. Einzelne Pferde gingen in der hohen Annah-Ulong durch und ein Glück war's, daß sie in Büffellöcher geriethen, stürzten und liegen blieben, es war auch für die Reiter ein Glück, es rettete ihnen das Leben. Wieviel der Eingeborenen sich an dem Feuer betheiligt hatten, konnten wir nicht feststellen, da wir nur noch 16 Mann erreichen konnten, die übrigen hatten die schweren Lanzen geworfen und das Weite gesucht. Die 16 Mann, die wir einfingen, waren dem Tode verfallen, denn es wurde kein Pardon gegeben, sie wurden niedergehauen, bis keiner mehr am Leben war. Nachdem sich der Rittmeister überzeugt hatte, daß alle ins Jenseits befördert waren, ließ er absteigen und was des Mitnehmens werth war, wurde mitgenommen. Zwei von unsern Pferden waren leicht verwundet. Nachdem wir mit unserer eroberten Beute wieder zu Pferde gestiegen und weitermarschierten, sahen wir eher einem Trupp Räuber ähnlicher als Soldaten. Keiner kümmerte sich mehr um die Getödteten. Unsern Weg fortsetzend, gelangten wir bald nach scharfem Ritt zu der Benting Sipary-Urav, wo uns der Inspektor nebst seinem Adjutanten erwartete; es fielen für dieselben unsererseits höhnische Bemerkungen, weil sie das Hasenpanier ergriffen hatten; die Bemerkungen galten auch unserm Leutnant v. B., der sich anstatt

vor den Zug neben seinen Rittmeister, sich als schließender hinter den Zug begeben hatte; er sagte zwar, er habe sehen wollen, ob keiner zurückblieb, in Wirklichkeit aber fürchtete er für sein Leben; er wurde auch kurze Zeit nach dieser Affaire nach Holland berufen.

Ohne weiteren Aufenthalt ging es nun mit unserm Inspektor an der Spitze bis Anack-Galong; auf dem Wege trafen wir eine Colonne, ausgesandt, zu erkunden, welche Bewandniß es mit dem Schießen gehabt hatte; das klärte sich nun bald auf und das Detachement rückte wieder ins Quartier, wir dagegen hatten Rasttag. Anstatt aber am folgenden Morgen die Linie weiter zu verfolgen, kehrten wir mit unserm Inspektor nach Kotta-Radja zurück; der Herr schien von der Reise genug zu haben, aber auch wir waren froh, von den Strapazen ausruhen zu können. Für unsern Rittmeister sollte das Vorgefallene noch ein Nachspiel erhalten. Der Inspektor hatte bei seiner Meldung an den Gouverneur die Sache anders dargestellt als sie war, er beschuldigte den Rittmeister, eigenmächtig gehandelt und die Eskorte in Gefahr gebracht zu haben. Da es noch nie vorgekommen war, daß ein kleiner Trupp Cavallerie auch etwas ausführen konnte, nannte der Gouverneur das Unternehmen tollkühn; er hatte keine Ahnung, viel weniger Verstand von einer Attacke, da er kein Soldat gewesen; dagegen billigte der Militär-Commandant von Utschin, Colonel S., das Vorgehen der Cavallerie. Der Gouverneur stand im Rang eines Generals und hatte die höchste Gewalt über Utschin, was er oder seine Controleure anordneten, mußte geschehen. Es kam leider auch häufig vor, daß ein junger, kaum dem Jünglingsalter entwachsener Controleur einem alten ergrauten Krieger, Kapitän und Major, Vorschriften machte; dies hatte ich mehrmals Gelegenheit anzuhören, und daß dieser Zustand auf die Dauer nicht bestehen konnte, war mir längst klar und die Folgen dieser Mißwirthschaft sind noch heute auf Utschin fühlbar. Die Regierung lernte es auch einsehen und machte dem Zustand ein Ende, indem sie den Gouverneur und seine Controleure abberief; unser Ritt-

meister erhielt statt eines Verweises eine Belobigung von oben herab.

Noch ein letztes Stück der damals bestehenden Zustände sei noch, ehe diese Folgen verschwinden, erwähnt. Eines Tages, es war ungefähr in der neunten Stunde Vormittags, wurde alarmirt. Kaum auf dem Sammelplatz angekommen, hieß es, der Transport mit der Proviant-Colonne von Del-Leh nach Pockit-Seboen ist angefallen worden. Sofort wurde das dritte und die Hälfte des 14. Bataillons, eine Batterie Artillerie, Genie und ein Zug Cavallerie beordert, sich so schnell wie möglich nach der Stätte des Unglücks zu begeben. Als wir dort ankamen, erschien auch der disponible Theil der Garnison von Del-Leh; dieselben konnten wieder abrücken. Oberst v. G. vom Stabsquartier, der mittlerweile angelangt war, übernahm das Commando unseres Detachements und der Transport war bald aus seiner fatalen Lage erlöst; derselbe hatte 2 Todte und 3 Verwundete. Die schwache Bedeckung würde gegen die große Uebermacht nicht so lange haben Stand halten können, wenn das Terrain nicht so günstig für sie gewesen wäre. Dem Obersten wurde ich mit 3 Cavalleristen als Ordonnanz zugetheilt. Nachdem die verschiedenen Truppentheile Gefechtsstellung eingenommen, wurden Patrouillen ausgesandt, und als diese sich den gegenüber liegenden Kampongs genähert hatten, machte der Feind sich bemerkbar. In weitem Umkreise fielen Schüsse und je näher unsere Kundschafter herankamen, desto heftiger wurde das Feuer. Der Oberst ließ das Signal zum Sammeln blasen, um die Angriffslinie frei zu haben, ich überbrachte den Auftrag an den Artillerie-Commandanten,  $\frac{1}{4}$  Stunde lang durch Schnellfeuer mit Granaten zu feuern und bezeichnete ihm die Kampongs, worauf es gerichtet werden sollte. Kaum hatte ich mich des Auftrages entledigt, als auch schon die Kanonade begann, dazwischen knatterte das Schnellfeuer der Infanterie. Die Attaschinesen blieben die Antwort nicht schuldig, ein Beweis dafür, daß sie uns in starker Zahl gegenüberstanden.

Wir Ordonnanzen erhielten gerade Befehl, den einzelnen

Stabs-Commandanten mitzutheilen, daß sie auf einen Signal-  
schuß, der beim Stabe fallen sollte, zu attackiren hätten, als 2 Reiter  
in vollem Jagen herankamen und dem Commandeur zuriefen: „Herr  
Oberst, was machen Sie da, das sind ja alles befreundete Kam-  
pongs, auch sollten Sie nicht eher vorgehen, bis wir zur Stelle  
wären.“ Es waren zwei der berühmten Controleure des Herrn  
Gouverneurs. Ich sehe noch das Antlitz des alten Kriegers bei  
dieser Anrede erblicken und den Ausdruck in seinen Gesichts-  
zügen. Mechanisch ließ er den Trompeter Halt blasen; zu mir  
sagte er: Korporal, lassen Sie alle Hauptleute und Majore so-  
fort nach hier kommen, die Truppen bleiben in ihren Stellungen.  
Nachdem die Genannten versammelt, wurde Kriegs-rath gehalten,  
die Situation wurde hin und her besprochen; das Resultat war,  
daß unter diesen Umständen an ein Avanciren ohne starke Ver-  
luste nicht zu denken sei, der Rückzug angetreten werden sollte.  
Der Mißmuth aller war groß und jedem anzusehen, die Co-  
lonne wurde zurückgezogen und mußte den Heimweg antreten.  
Aus Vorsicht ließ der Oberst fast sämtliche Infanterie als  
Nachhut marschieren, da es schon begann dunkel zu werden und  
er besorgte, die Afschinesen würden uns verfolgen. Wie sehr  
er recht hatte, sollten wir bald erfahren, denn kaum waren wir  
 $\frac{1}{2}$  Stunde marschirt, als unsere Nachhut durch heftiges Gewehr-  
feuer angegriffen wurde, welches diese durch starkes Schnellfeuer  
erwiderte; das versohlte seine Wirkung nicht, denn das feindliche  
Feuer ließ nach, nur in der rechten Flanke wurde es bis unter  
die schützenden Mauern von Kotta-Radja fortgesetzt. Wir hatten  
bei dem Rückzug 1 Artillerist tot, 4 Infanteristen verwundet,  
und war es nur der Ruhe und Umsicht des Herrn Obersten zu  
danken, daß es nicht schlimmer verlaufen war. Dies sollte jedoch auch  
die letzte That des Gouverneurs und seiner Controleure gewesen  
sein, der Militär-Commandant ließ keine Truppen mehr aus-  
rücken, bis die oben Genannten abberufen wurden und die  
kriegerische Leitung ganz in die Hände unseres Obersten gelegt  
worden war. Dann wurden sofort mehrere frühere Verordnungen  
aufgehoben und neue erlassen. Die erste verbot das Waffen-

tragen seitens der Autschinesen vom Radja bis herab zum gewöhnlichen Krieger. Derjenige, der mit Waffen, welcher Art sie auch sein mochten, betroffen wurde, sollte auf der Stelle erschossen werden. Der frühere Gouverneur P. v. d. H. ließ solche einige Tage einsperren, gut bewirthen und gab ihnen noch einen Reichsthaler zur Heimreise mit. Das war gewiß ein großer Unterschied. Für uns kam jetzt ein anstrengender Dienst; die nicht zu Ordonnanzen gebraucht wurden, mußten Patrouille reiten, sie hatten streng darauf zu achten, daß den Geboten nachgekommen wurde; wie viel dabei erschossen wurden, ist nie festgestellt worden. Diesen Maßregeln widersetzten sich die Autschinesen — sie wagten nun öfter Uebersälle, schossen auf unsre Posten, griffen sogar Blockhäuser an und versuchten diese in Brand zu stecken und wenn es ging, die paar Mann Besatzung umzubringen; letzteres war bei guter Wachsamkeit fast unmöglich, da auf den ersten Schuß alarmirt wurde und die formirten fliegenden Colonnen sofort bei der Hand waren; dieselben schloßen oft mit Gewehr im Arm, wenn sie an der Reihe waren. Bei uns, den Ordonnanzen, waren die Pferde stets gesattelt und die Waffen zur Hand, um auf das erste Signal oder den ersten Schuß sofort bereit zu sein und einzugreifen, wo es Noth that.

Eine der ersten Expeditionen nach dem so sehr zur Unzeit abgebrochenen Gefechte sollte Del-Veh, Pockit-Soboen und Kroeng-Naba von den Autschinesen säubern. Sie hatten sich hauptsächlich in letzterem Ort stark verschanzt und beabsichtigten in Abtheilungen zu exercieren; unsere Kundschafter gaben die Zahl der Krieger auf 2000 an. Eines Tages wurde endlich ausgerückt, der Oberst v. G. erhielt das Commando über 3 Bataillone Infanterie, 2 Batterien Artillerie,  $\frac{1}{2}$  Escadron Cavallerie und eine Abtheilung Pioniere, eine doppelte Ambulanz wurde beigegeben und circa 200 Sträflinge, die alles, was für diese nöthig war, nachzutragen hatten; auch die Tragbahren (Tandoes) für Todte oder Verwundete standen unter der Hut der letzteren. Es war noch stockfinster, als wir uns in aller Stille sammelten

und abmarschirten, so daß wir mit Anbruch des Tages die früher inne gehabte Stellung hinter Del-Veh besetzen konnten. Ausgesandte Kundschafter kehrten zurück mit der Meldung, daß der Feind sich seit gestern Abend nach Kroeng-Naba zurückgezogen, nur einzelne seien als Wachen und Kundschafter zurückgeblieben. Der Aerger unseres Obersten war nicht gering, da er den von ihm ausgearbeiteten Plan verrathen sah, aber durch wen? Es war jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken, der Befehl zum Weitermarsch wurde gegeben; in beiden Flanken je 1 Compagnie Infanterie als Deckung. Schweigend ging es weiter, es ahnte wohl keiner, daß die liebe Sonne für manche das letzte Mal aufgegangen war. Ab und zu fiel ein Schuß von Seiten der zurückgebliebenen Feinde, aber das diente uns zur Orientierung. In Pockit-Seboen wurde kurze Rast gemacht, der Oberst hielt eine Ansprache und ermahnte die Soldaten ihre Pflicht zu thun. Nach kurzer Rast wurde aufgebrochen, die Colonne wurde nochmals anders eingetheilt; der Doctor mit einem Theil der Ambulanz sowie Pioniere und Sträflinge kamen zwischen die Vorhut und das Groß, die Artillerie folgte diesen, zuletzt die Cavallerie, die Munitionscolonne, die Ambulanz und die Kochgeräthschaften; vieles mußte von den Sträflingen getragen werden; es war ein nicht endenwollender Zug, den Nachtrab bildete eine halbe Compagnie Infanterie. Ich war für heute der Escadron zugetheilt, hatte daher Zeit und Muße, mir den Trubel von oben herab anzusehen. Die Entfernung zwischen Pockit-Seboen und Kroeng-Naba war ungefähr 6 Kilometer, aber sehr schlechtes Terrain für marschirende Colonnen, die Fußwege kaum passirbar, ordentliche Straßen gab es nicht; durch Verhaue waren die Kampongs fast unzugänglich gemacht, außerdem durch breite Gräben geschützt. Der erste dieser Kampongs lag mit 3 Kilometer Abstand von Pockit-Seboen und hieß Anack-Payoe.

Sobald unsere Spitze denselben betreten, begann ein heftiges Gewehrfeuer von allen Enden des Kampongs, unsere Artillerie mußte so gut es ging in Gefechtsstellung und begann aus allen Geschützen das Bombardement. Auch das neue 12 Centimeter-

Geschütz von Peckit-Seboen ließ sich dazwischen hören. Die Kugeln gingen über unsere Köpfe weg, das war nichts Angenehmes. In den Kampongs wurde zumeist von Frauen und Kindern fürchterlich geschrien, alles stand bald in hellen Flammen, doch machte uns das den Weg frei; nun wurde zum Avancieren geblasen, es ging sehr langsam vorwärts, wir erreichten erst gegen Mittag den mehrfach genannten Kampong; das Schießen des Feindes hatte aufgehört, was nichts gutes bedeutete. Bald auch kam der Befehl, der erste Zug Cavallerie sollte vorgehen, alles übrige gedeckte Stellungen einnehmen und weitere Befehle abwarten; nur das 14. Bataillon erhielt Ordre, eine Flankenbewegung nach dem Gebirge auszuführen und sobald es ging den großen Fluß, welcher unser Vorgehen hinderte, zu überschreiten und den Feind zu zwingen, seine Stellung jenseits desselben aufzugeben, gleichzeitig sollte der Frontangriff stattfinden. Der Zug Cavallerie mußte das vorliegende Terrain aufklären, dabei stellte sich heraus, daß die Brücke über den Fluß theilweise abgebrochen worden war; das Wasser wimmelte von Krokodilen und über die ganze Linie breiteten sich Erdhügel aus, welche Laufgräben vorstellten. Das war eine trostlose Aussicht, jedoch unser Oberst schien Rath zu wissen. Er ließ durch Sträflinge alles brauchbare Holz und Balken zusammentragen bis ganz nahe der Brücke; ich sehe die armen Kerle noch, wie sie mit theilweise noch brennenden Balken in der Hitze angeschleppt kamen. Die Artillerie hatte die ganze Front eingenommen, das Feuer wurde jetzt aus dem Centrum auf die Brücke gerichtet, um die Feinde aus den sogenannten Laufgräben zu vertreiben und den Pionieren den Weg frei zu machen, zur Wiederherstellung der Brücke. Die Granaten schienen auch ihre Wirkung zu thun, denn der Feind zog sich in andere Stellung zurück und da unsererseits Niemand zum Vorschein kam, schien er seine bisherige Taktik aufgeben zu wollen.

Nun eröffneten alle Geschütze ein vernichtendes Feuer, auch der größte Theil der Infanterie betheiligte sich daran; die Pioniere und eine Abtheilung Infanterie mit den Sträflingen, welche

das Holz der Brücke zuschleppten, gelang es unter Kreuzfeuer endlich die Brücke herzustellen. Der Oberst hatte seinen Zweck erreicht, ja noch mehr, denn ein Küstenkreuzer, der durch die Kanonade aufmerksam geworden war, kam in voller Fahrt in die Flanke des Feindes und gab einige Breitseiten-Feuer auf dessen Stellung ab; die Wirkung der Geschosse war gewaltig, die unseren waren dagegen nur Spielerei; aus den Gräben sah man eine Menge Menschen emporsteigen und mit schrecklichem Geheul in verzweifelten Sprüngen fliehen. Die Fliehenden sahen eher allem andern als Menschen ähnlich; sogleich ertönte das Signal „im Lausschritt avanciren“, mit Hurrah ging es den braunen Teufeln nach, wobei manchem noch das Lebenslicht ausgeblasen wurde; die Verwundeten bekamen einen Gnadenschuß, damit sie mit den Kameraden in gleiche Erde kamen, die ersten Laufgräben wurden ihre Gräber. Inzwischen kam auch das abgesandte Bataillon, welches ein Duzend von diesen Scheusalen gefangen hatte, an. Nachdem man dieselben an Bäume gebunden, wurden sie von uns besichtigt, denn es war selten, daß man diese Brüder in Kriegsschmuck zu sehen bekam; man wurde ihrer selten habhaft, selbst die Todten nahmen sie mit; nur höchst selten kam es vor und selbst nur bei schweren Verlusten, daß Einer liegen blieb. Auch diese Gefangenen wurden noch denselben Tag standrechtlich erschossen.

Die Sträflinge mit den Pionieren machten sich dann auf den Weg, das letzte zu verrichten. Ein Theil derselben stellte den Bivacplatz her, denn an ein Zurückgehen war nicht zu denken. Der erste Zug von uns erhielt Befehl, sich zum Marsch nach Kotta-Radja fertig zu machen, der Oberst schrieb während dieser Zeit seinen Rapport an den Colonel, welchen die Ordonanzen überbringen mußten; um Mitternacht kamen diese erst an den Ort ihrer Bestimmung an, aber sie waren zu Hause, während die andern im Bivac bleiben mußten.

Nachdem wir unsere Pferde versorgt, besahen wir uns das Schlachtfeld; von der Wirkung und Verheerung welches ein Granaten- und Kartätschenfeuer anrichtet, kann der nur sprechen,

der eine solche gesehen; förmliche Gruben hatten die Granaten gewühlt und überall lagen Theile von Menschen; einen gräßlichen Anblick gewährten die verzerrten, entstellten Gesichter der Todten. Die meisten hatten die Waffen krampfhaft fest in den Händen, als wollten sie sich selbst nach dem Tode nicht übergeben. Der Kreuzer, die Hülfe in der Noth, dampfte wieder ab, da ein Landen in dieser Gegend von größter Gefahr ist; unser Dank für die braven Blaujacken bestand in einem kräftigen Hurrah und Tücherschwenken, bis das Schiff verschwunden war. Während der Zeit, daß wir herumgebummelt waren, hatte der Bivacplatz ein ganz anderes Aussehen erhalten. Die vordere und linke Seite war in Brusthöhe durch Sandsäcke gesichert, die rechte Seite deckte der Fluß und die Hinterfront die starke Brandung des Indischen Oceans. Die meisten der unsren waren mit dem Vertilgen von Reis und Büchsenfleisch bereits fertig, als wir kamen, auch ich ging an meinen Sattel und holte mir mein Frühstück, da ich den ganzen Tag noch nicht ans Essen gedacht, in Erwartung der Dinge, die kommen sollten.

Bei solchen Gelegenheiten ließ es sich unser Mittmeister nicht nehmen, für seine Truppe einen tüchtigen Imbiß mitzugeben, er hatte manchmal bis 100 Kilogramm Fleisch bei den Lieferanten aus seiner Tasche zu bezahlen. Des Nachts war er selbst in der Küche, überzeugte sich, daß einer so viel als der andere bekam, auch daß alles ordentlich in Butter geschmort wurde, daß die Brode das richtige Gewicht hatten usw. Er selbst war gewöhnlicher Cavallerist gewesen und kannte alle Schliche der Küche und Speisenmeister. Doch zurück ins Bivac; da alle sich gesättigt und so weit es ging, gereinigt hatten, ließ der Oberst antreten zum Appell; sämtliche Truppen, auch die Sträflinge mußten dabei sein. Nachdem der Rapport festgestellt war, hielt der Oberst eine Ansprache an Alle, betonte dabei den freudigen Muth, der bei solchen anstrengenden Märschen auf schlechtem Terrain bei einer Sonnenhitze von 42 bis 44° Reaumur bewiesen wurde; das erfülle ihn mit Freude und Dankbarkeit. Ferner theilte er mit, daß unsererseits 27 Mann gefallen, wovon bis

jetzt 9 todt; außerdem würden wohl einige Verwundete diese Nacht nicht überleben, die Feinde hätten vergiftete Geschosse gebraucht, er ermahnte uns noch im Falle eines Ueberfalles Gehorsam, Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, damit kein unnötiger Lärm verursacht werde.

Nachdem wir entlassen, wollten wir gern den verwundeten Kameraden einen Besuch abstatten, aber, wie es hieß, um Aufregung zu vermeiden, wurde das von dem Doktor nicht gestattet. Endlich war es Zeit, sich zur Nachtruhe zu begeben; ob dieselbe viele genossen, will ich nicht erörtern, bei mir war an Schlaf nicht zu denken; die Bilder des Tages zogen an meinem Geist nochmals vorüber, das Geschrei, die brennenden Hütten, die Stille vor dem Sturm, das Gefecht, die scheußlichen springenden Gestalten, das Todtenfeld und nun rund um uns das ewige Rauschen der Wellen und das Tosen der Brandung. Dies alles ließ mich den Schlaf nicht finden, obwohl ich sehr müde war; erst gegen Morgen genoß ich etwas Ruhe; um 5 Uhr wurde es wieder lebendig im Lager, Feuer wurden angezündet, wer Kaffee oder Thee bei sich hatte, bereitete denselben zu, Rum oder Arac war auch da, aber leider hatten sich nur wenige damit versehen, Kaffee und Thee dagegen führten wir reichlich mit, wir brauchten denselben ja nicht zu tragen; denen, die nichts hatten, wurde ausgeholfen. Nachdem alles zum Aufbruch fertig war, wurde angetreten und erhielt ein jeder ein Zehntel Liter Schnaps (Genever) und 2 Cigarren, wer eine Pfeife rauchen wollte, erhielt Tabak.

Schon war es gegen 8 Uhr und da wir marschfertig waren, wunderten wir uns, daß nicht abmarschirt wurde; da kamen von den abgebrannten Kampongs her 4 Ordonanzen; auf diese schien der Oberst gewartet zu haben, denn sein Gesicht hellte sich auf, noch mehr aber nach dem Lesen des ihm überreichten Schriftstückes. Er befahl den Adjutanten, den vier Cavalleristen einen tüchtigen Schluck Genever und Cigarren zu geben, auch unserm Rittmeister wurde gedankt wegen der Schnelligkeit, womit die Ordres besorgt wurden; dann wurde

zum Commandanten-Appell geblasen; was dabei vorkam, entzieht sich meiner Kenntniß, doch kurz nachher wurde der Marsch angetreten. 2 Compagnieen Infanterie, 1 Geschütz mit Bedienung, 4 Cavalleristen, einige Pioniere und die zu entbehrenden Sträflinge bezogen als vorläufige Besatzung das Bivac, wir übrigen Cavalleristen mit unsern Offizieren mußten aussitzen, der Älteste erhielt das Commando und fort gieng in scharfem Trab, und wo es der Weg zuließ in Galopp, bis Pockit-Seboen. Dort angekommen, kaum abgestiegen, kamen uns der Commandant-Capitän K. und einige Soldaten entgegen, der Capitän gab unserm Lieutenant das Geleit zum Blockhaus, welches auf einer steilen Höhe lag; inzwischen erschien ein Unteroffizier mit Koelis, die einen großen Korb brachten, jeder von uns erhielt ein frisches Brod, Fleisch oder Käse nebst einem großen Schnaps und nun wurde gefragt und erzählt.

Es dauerte nicht lange, da erschien Capitän K. wieder, ließ seine Besatzung antreten und ertheilte Befehle; sofort entstand eine lebhafte Bewegung, es wurden große Kessel aus dem Kriegsmagazin herbeigeschleppt, Kochlöcher wurden gegraben, Feuer angezündet, dann wurde Wasser geholt, im Blockhaus waren zwei Rinder geschlachtet und zerlegt worden, das Fleisch kam in die Kessel, alles geschah mit großer Schnelligkeit, denn der später ankommende Haupttrupp sollte alles fertig finden. Nun rückten zwei Compagnieen Infanterie mit einem starken Musikhör aus Kotta-Nadja ein, doch nach kurzer Rast setzten sie ihren Marsch nach Kroeng-Naba fort, sie lösten die Dortgebliebenen ab, weil diese weder mit Borräthten noch genügender Munition versehen waren.

Die Musik erwartete hier die Zurückkehrenden, welche auch nicht gar zu lange auf sich warten ließen und mit lustigen Weisen empfangen wurden. Zuerst wurden nun die Verwundeten unter Dach und Fach gebracht, dann wurde der Kessel zurecht gemacht und jeder holte sich so viel er glaubte vertilgen zu können. Auch für die Herren Offiziere hatte der Capitän gesorgt; nachdem alles befriedigt war und jeder eine Cigarre

angebrannt hatte, kam der Oberst mit sämmtlichen Offizieren heran; er ließ antreten, einen Kreis formieren und theilte uns mit, daß wegen der großen Hitze die auf dem Felde der Ehre gefallenen Kameraden hier ihre letzte Ruhestätte finden sollten, auch theilte er uns mit, daß noch 5 Mann ihren Wunden erlegen seien. Nun wurde an der Sonnenseite ein Grab ausgehoben, mit Bananen und Palmenblättern ausgeschmückt und darin die Todten gebettet. Dann nahm eine halbe Compagnie Aufstellung an der Grube und die Ehrenschüsse wurden abgegeben. Die Musik spielte während der Ceremonie. Nachdem sie aufgehört, sprach der Oberst einige Worte, ein älterer Major hielt darauf eine zu Herzen gehende Rede, vielen von uns standen die Thränen in den Augen. Nachdem der Redner geendet, zog die Musik mit einem lustigen Marsch an uns vorüber und die Feier war zu Ende. Es wurde noch Jedem eine Flasche Bier verabreicht (die Flasche kostete 1,70 Mk.), dann wurde nach Kotta-Radja aufgebrochen, wo wir gegen Abend anlangten und uns in unser Quartier begaben mit der Borausicht, andern Tags, wenn es nicht durchaus nöthig war, ohne Dienst zu sein.

Daß mancher seinen Tod in einem Gefecht gefunden, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, beweist folgendes: Seit einigen Tagen hatte ich meinen Vorgänger abgelöst, welcher schon 3 Monate lang auf Toeng-Kop bei dem 15. Infanterie-Bataillon detachirt war; dieses bestand halb aus Europäern, halb aus Boeginesen, so nannte man spottweise die Eingeborenen von Celebes auf Java; es waren derer bei jeder Compagnie zu finden, hier jedoch fast 2 Compagnien ausschließlich von dieser Race. Dieselben wurden von dem Kommandanten Major S. gern gesehen. Der Zufall wollte, daß während eines kleinen Gefechts bei Bayoe ein Leutnant, der mit einem Trupp die Reserve bildete, sah, daß ein Boeginese nach einem europäischen Sergeanten schoß und derselbe niederfiel; der Offizier sprang mit einigen Soldaten hinzu, diese nahmen dem Kerl das Gewehr ab, banden ihn vorläufig an einen Baum fest und stellten einen

Posten auf, die übrigen suchten den Sergeanten auf, derselbe hatte den Schuß in das rechte Bein erhalten.

Das Gefecht hatte nicht lange gedauert und ich erhielt den Befehl, die Reserve zurückzubeordern, damit sie sich wieder anschloß, ich brachte den Befehl und meldete den obigen Vorfall. Sofort wurde Halt geblasen, der Commandant ließ einen Kreis bilden und den Mörder in die Mitte bringen, befragte ihn, warum er den Sergeanten erschossen; trotzig erwiderte derselbe, es seien schon mehrere denselben Weg gegangen, bei anderen Bataillonen auch Offiziere. Weiter war aus dem Mörder nichts herauszubekommen. Bei unserer Ankunft im Lager wurde der Uebelthäter sofort in Ketten gelegt und Tags darauf nach Kotta-Radja gebracht; über seine Aeußerungen aber wurde das größte Stillschweigen beobachtet, um die anderen Mörder nicht aufmerksam zu machen und dieselben leichter einzufangen; uns allen wurde bei schwerer Strafe verboten, davon zu reden.

Nach einer strengen Untersuchung stellte sich heraus, daß unter diesen Javanesen ein Geheimbund bestand, dessen Glieder verflüchtigt waren, die Europäer, welche ihnen nicht hold oder gegen sie zu streng waren, aus dem Wege zu schaffen. Daraufhin wurden eine ziemlich große Zahl dieser Verschwörer zu 10 und 15 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt, die wirklichen Mörder aber wurden nicht ermittelt und der Angeber, welcher den Sergeanten zum Krüppel geschossen, wurde zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt; das Urtheil sollte auf Toeng-Skop an ihm vollstreckt werden. Am Tage vor der Hinrichtung wurde er unter Escorte von Europäern in eine feste Zelle gebracht und bis zur Hinrichtung streng bewacht. Die Weiber der Hallunken aber hatten Guirlanden, Kränze und Blumen zusammengeholt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Kurz nach 6 $\frac{1}{2}$  Uhr erschien der Offizier mit den zur Execution bestimmten Truppen; nachdem der Verurtheilte sich mit den Blumen geschmückt und eine Cigarre angebrannt hatte, trat er den letzten Gang unter dumpfem Trommelwirbel an; auf der Richtstätte angekommen, schritt er frech durch das

bereits gebildete Caree der übrigen Truppen nach den Kugelfängen hin; hier wurde ihm nochmals das Todesurtheil vorgelesen, welches er ohne eine Miene zu ändern anhörte, dann folgte eine lautlose Stille; nun wurde eine Salve von 12 Mann abgegeben und es war wieder einer weniger auf der Welt.

Meine Detachierung von Loen-Kop hatte nunmehr ihr Ende erreicht und ich kehrte wieder zu meinem Corps in Kotta-Nadja zurück, wo wir nur Patrouillendienst hatten. Es war ein anstrengender und langweiliger Dienst, in der Sonnenglut fast täglich 50 und noch mehr Kilometer zurückzulegen, das war keine Kleinigkeit für einen Europäer. In den Blockhäusern oder Bentings, wo wir oft übernachteten mußten, war in der Regel nichts zu haben; jedoch wir behielten uns so gut es ging. Die Pferde mußten leider einige Zeit auf Futter warten, das holten Sträflinge unter Bedeckung herbei; es bestand aus Reisknollen und frischem Steingras, die Pferde fraßen es ganz gern, da alles frisch vom Felde kam. Nachtlager wurden uns gewöhnlich von den Kameraden, welche auf Wache waren, eingeräumt.

Die Regenzeit nahm ihren Anfang, als die Patrouillenritte zu Ende und wir wieder alle in Kotta-Natja eingerückt waren. Eines Tages aber brachten Ordonanzen wieder Nachricht, daß zwischen Pipong-Sebri und Anal-Glee ein Transport von Lebensmittel, Munition usw. mit starker Bedeckung von Atschinesen angefallen und den unsern auch Verluste beigebracht worden seien. Ein starkes Vorhandensein des Feindes wurde vermuthet, da die Bewohner der Kompongs diese verlassen und sich in die freie Sawah gewagt hatten. Wir erhielten Befehl, alles in Marsch und Bereitschaft zu setzen und sich dem Höchst-Commandanten, jetzt dem General D., welcher sich erst kurze Zeit auf Atschin befand, zur Verfügung zu stellen und uns zu diesem Zwecke nach Ana-Galong zu begeben.

Drei Bataillone Infanterie, 2 Compagnien Artillerie mit der nöthigen Ambulanz waren schon in der letzten Nacht in aller Stille abmarschirt, als wir zu Pferde stiegen; dieses Commando

hielt auf Ana-Galong einen Tag Raft, wo wir gegen Abend mit dem Stabe eintrafen. Wir mußten suchen, so gut wie möglich unterzukommen, da jeder verfügbare Raum in der Benting durch Truppen besetzt war, endlich stellte uns der Lieferant für das dort liegende Bataillon seinen stark befestigten Garten, in welchem tagüber sein Vieh weidete, zur Verfügung. Die Pferde wurden festgemacht, so daß sie sich nicht schlagen und beschädigen konnten, die Sättel wurden nach der Mitte getragen und dienten als Kopfkissen der Reiter, die Decke als Unterlage auf dem Erdboden.

Nachdem die Pferde versorgt und wir gesättigt waren, setzten wir uns zusammen und sangen einige Lieder; auch unsere beiden Offiziere nahmen daran theil, da selbige zum Souper des Generals als subalterne Offiziere nicht geladen waren. Unsere beiden Offiziere ließen einige Flaschen Genever vertheilen, auch wurde jedem eine Flasche Bier verabreicht. Das Bier kostet dort einen Gulden und mehr pro Flasche. Nachdem Bier wie Branntwein vertilgt war, legten wir uns zur Ruhe. Es war wohl gut, daß wir ein gehöriges Quantum Alkohol genossen hatten, denn die Moskitos belästigten uns sehr; wir schliefen doch, aber die Ruhe war nicht von langer Dauer, denn es fing an zu regnen, derart, wie es nur in den Tropen stattfindet. In kurzer Zeit glich alles einem See, in demselben schwammen Sättel, Decken und Montierungsstücke durcheinander und wir wateten stellenweise bis an die Kniee im Wasser, um uns die Gegenstände zu suchen und herbeizuschaffen; nirgends fanden wir ein schützendes Dach, nur den beiden Offizieren hatte der Lieferant einen noch übrigen Raum überlassen.

Witten im stärksten Regen erschien unser Lieutenant St. und brachte uns einige Flaschen zur Erwärmung, denn es war ziemlich kalt geworden. Nachdem er sich überzeugt, daß wir alle etwas bekommen, begab er sich wieder zur Ruhe. Kurze Zeit darauf, es war gegen 4 Uhr Morgens, kam der Befehl, Aufstellung zu nehmen; die Infanterie und Artillerie sowie alles übrige war bereits zum Abmarsch bereit als wir ankamen.

Wir wurden nun als Ordonanzreiter den Bataillons-Commandeuren zugetheilt, ich dem Commandanten des zweiten Bataillons Oberst von A., der Rest von uns mit den Offizieren blieb beim Stabe. Nachdem alles geordnet, setzten sich die Colonnen in Bewegung, dabei war uns größte Ruhe und Vorsicht anbefohlen, denn es war noch stockfinster, als wir die Kampongs, welche der Züchtigung verfallen waren, erreichten.

Endlich brach der Tag an, es regnete immer noch in Strömen. Sobald die Artillerie Aufstellung genommen und die Infanterie die Flügel der Kampongs besetzt hatte, begann ein Schnell- und Kreuzfeuer aus allen Geschützen. Die so überraschten Afsinesen boten vorerst wenig Widerstand, alles was Waffen tragen konnte, war bei unserm Einrücken in die Kampongs verschwunden; nur Frauen und Kinder waren in denselben zurückgeblieben; aber große Blutlachen bewiesen, daß die Artillerie gut gezielt hatte. Der Oberst von A. ließ durch den Dolmetsch die Zurückgebliebenen auffordern, ihr Hab und Gut aus den Hütten herauszuschaffen und mitzunehmen, da alles verbrannt und der Erde gleich gemacht werde; die Frauen mit ihren Kindern sowie sämmtliches Vieh wurden zusammengetrieben und nach dem Stabe, wo sich das Lager befand zu den anderen Gefangenen gebracht.

Wir begannen nun unser Vernichtungswerk an den schönen und reichen Kampons, indem wir die Hütten mit Allem was darin war, in Brand steckten. Schöne und mit Früchten schwer beladene Bäume wurden mittelst Donamit in die Luft gesprengt. Oberst von A. mit einigen Offizieren und ich standen gerade vor einem großen brennenden Kampong, als sich die Thüre desselben aufthat und eine häßliche alte Frau, wie sie in Märchenbüchern zum Schrecken der Kinder abgebildet sind, herausjah. Der Oberst gab dem Dolmetsch Befehl, sie zu veranlassen, das brennende Gebäude zu verlassen, das Weib jedoch weigerte sich, der Aufforderung nachzukommen und verbrannte bei lebendigem Leibe. Das Feuer griff indeß mit rasender Schnelligkeit um sich. Nach Aussage der im Lager befindlichen Gefangenen

müssen noch mehrere in den Flammen den Tod gefunden haben.

Beim weiteren Vordringen in die Kampongs fielen wieder Schüsse, ein Zeichen, daß der Feind eine Stellung eingenommen hatte. Oberst von A. ließ sofort das Bataillon Gefechtsstellung nehmen und nun begann von beiden Seiten ein mörderisches Feuer. Auch die anderen Bataillone schienen in Gefechte verwickelt, denn man hörte von allen Seiten heftiges Gewehrfeuer, dazwischen einzelne Granatschüsse; jeder Schuß wurde durch ein Gebeul des Feindes begrüßt. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, das Feuer wurde immer heftiger ohne daß es, wie ich glaube, viel Schaden anrichtete, denn unsererseits war bis jetzt nur ein Sträfling, welcher Patronen in die Feuerlinie trug, verwundet worden. Der Feind wich schließlich in die Berge zurück, wahrscheinlich, um uns eine Falle zu stellen. Oberst von A. kannte das aber ganz genau und ließ seinen Nebenkommendanten warnen, sie wären auch in den Schluchten und Engpässen verloren gewesen; er ließ daher an dem äußersten noch passierbaren Terrainabschnitt halten und gab Befehl, den Rückzug anzutreten, ermahnte uns, Kaltblütigkeit und Ruhe zu bewahren, denn voraussichtlich würde der Feind, wenn er sähe, daß seine List veriteilt, uns auf den Fersen folgen und sich zu rächen versuchen. Das er Recht gehabt, zeigte sich auch diesmal, denn kaum hatte der Feind unsern Rückzug bemerkt, als er ein fürchterliches Gebeul anstimmend und die Waffen in der Luft schwingend mit der Geschwindigkeit der Katzen an den steilen Felsen sich herabließ. Dies benutzten unsere Schützen und gaben einige Salven auf sie ab, nach jeder ertönte ein Wutgeschrei. Wir gingen sprungweise rückwärts bis wir die Ebene erreichten und unsere Verfolger durch Granatfeuer aus den umliegenden Bentings und Blockhäusern in respektvoller Entfernung gehalten wurden.

Als wir im Lager anlangten, fanden wir ein buntes Durcheinander von Menschen und aller Arten Vieh, was sich unmöglich beschreiben läßt. Von unserm Bataillon hatten die meisten schon Gänse, Enten und Hühner an den Patronentaschen

hängen, einige brachten auch Taschentücher voll Silber, Gold und werthvolle Steine mit; das alles mußte abgeliefert werden, es wurde den betreffenden Eigenthümern, die im Lager waren, zurückgegeben; das Vieh aber wurde behalten und unter Deckung sofort nach Ana-Galong transportiert, wo es später verkauft wurde. Das Geld floß in die Kassen der Compagnien, welche an dem Zuge theilgenommen. Noch denke ich an die traurigen, enttäuschten Gesichter der Frauen und Kinder, als das Vieh fortgetrieben wurde, sie brachen in lautes Weinen aus, als sie von ihren Lieblingen scheiden mußten. Nachdem abgekocht, gegessen und gerastet war, wurde aufgebrochen. Den Frauen und Kindern wurde durch Dolmetscher bekannt gegeben, daß dies die Strafe sei für den Ueberfall der Transportkolonne, der von den Insassen ihrer Kampongs vollführt wurde, sie selbst jedoch seien frei und könnten gehen wohin es ihnen gefiele. Da waren sie denn auch bald unsern Blicken entschwunden, aber wie es den armen Leuten bei dem Anblick ihrer vor kurzem noch blühenden Heimstätte zu Muth war, das kann der geneigte Leser sich wohl vorstellen.

Der Stab und die Cavallerie marschirten mit dem 2. Bataillon nach Ana-Galong ab, die übrigen bezogen Bimac, rückten aber gegen Abend nach Kotta-Kadja in Zwischenräumen ab, wie sie gekommen. Der General folgte einer Einladung des Obersten von A. zu einer Theatervorstellung, welche von Franzosen aufgeführt wurde; deshalb wurden die Pferde abgefattelt, versorgt und wir verlebten einen vergnügten Tag.

Am Abend war der geräumige Cantinensaal mit Palmen, Blumen, allerlei Grün, sowie den Büsten Ihrer Majestäten und Flaggen ausgeschmückt, die Bühne mit allen nationalen Farben decoriert, alles sauber und nett arrangiert; für den Herrn General, den Stab und für die theilnehmenden Offiziere hatte man bequeme Sessel zusammen geholt, für uns war der übrige Platz bestimmt; die Mannschaften des Bataillons hatten übrigens das Stück schon gesehen. Der Titel war: „Madame Angot“ oder „Le sabre de mont père“. Eine bessere Ausspannung

nach solch anstrengenden Tagen konnte nicht erdacht werden. Der General gab dies auch zu erkennen, vorab erhielt jeder der Mitspielenden von ihm eine Flasche Wein, außerdem noch einen reichlichen Beitrag zur Vereinskasse, und damit noch nicht genug, wurde den Spielern noch Urlaub gegeben, um in Kotta-Nabja einige Aufführungen zu veranstalten. Nach Schluß der Vorstellung begaben sich sämtliche Herren Officiere, den General in der Mitte, in die Wohnung des Obersten von A., um dort den schönen Tag zu beschließen. Wir anderen jedoch blieben in der Cantine, veranstalteten ebenfalls ein Zechgelage, an welchem der Adjutant des Bataillons, der gleichzeitig die Cantine unter sich hatte, theilnahm. Derselbe gab sogar auf unser Ansuchen noch einige Stunden mehr zum Ausschank frei, unter der Voraussetzung, daß wir trotzdem am folgenden Tage früh in den Sätteln seien. So wurde bis spät in die Nacht von Leuten aller Nationen die Freude getheilt und wir alle suchten endlich mit schweren Köpfen unsere Lagerstätten auf.

Den folgenden Tag wurde es beinahe Mittag, bis wir in den Sätteln saßen, wir mußten den General erwarten, welcher spät mit den Officieren ankam und nach kurzer Begrüßung zu Pferde stieg. Nun gings im Trabe fort; die 16 Kilometer bis Kotta-Nabja waren in kurzer Zeit zurückgelegt, wir wurden dann auch sofort entlassen und der General begab sich allein mit seinem Adjutanten nach dem Palais. Es war geraume Zeit nach diesen Vorfällen verstrichen, als ein Schreiben vom Commandanten des 2. Bataillons, Oberst von A. bei unserm Rittmeister eintraf; dasselbe enthielt eine Belobigung für mich wegen meiner guten Haltung bei den letzten Gefechten und die prompte Ausführung der gegebenen Befehle, mit dem Versprechen, meine Beförderung bei Gelegenheit befürworten zu wollen. Auch der General D. hatte das Schreiben unterzeichnet, und es wurde der versammelten Mannschaft vorgelesen; an demselben Tage noch wurde es mit einem Schreiben des Rittmeisters dem Commandeur des Cavallerieregiments nach Java zugesandt.

Nach geraumer Zeit traf dann auch die Nachricht ein, daß ich zum Wachtmeister befördert sei, vorläufig jedoch bei meinem Corps verbleiben sollte. Nun begann für mich ein sorgenfreies Leben, ich hatte wenig Dienst und in Folge dessen in der Garnison viel Abwechslung. Da kam eines Tages der Befehl, für den nächsten Morgen einen Zug Cavallerie, das 14. Bataillon und eine Compagnie Artillerie, ein Commando Pioniere und eine Abtheilung Ambulanz um 5 Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Zur festgesetzten Zeit erschien Major W. und übernahm das Commando über sämtliche Truppen; es war noch finster als wir uns in aller Stille in Bewegung setzten. Ich war Commandant der Vorhut; die vorgesandte Spitze war bei der Dunkelheit nicht zu sehen und mußte ich stets in ihrer Nähe bleiben, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Unser Marsch hatte den Zweck, einen Weg, welcher dem Gebirge entlang gebaut wurde, um die Verbindung mit der Hauptstraße nach Süden herzustellen auf seine Brauchbarkeit hin zu erproben. Unser Weg führte von Kotta-Radja nach Kottappon-Doewa, von da nach Tjoet-Goe, Pilsuit, Piping-Ura und Ana-Galong. Obwohl der Weg bis ans Gebirge so schlecht war, daß wir alle einzeln hinter einander reiten und marschieren und die Artillerie ihre Geschütze auseinander nehmen und auf Maulthiere laden mußte, so ging es doch ziemlich gut. Am Fuße des Gebirges jedoch war der Weg zu Ende; den neu hergestellten Weg konnte ich anfangs nicht finden, darum wandte ich mich, da mir der Auftrag bekannt war, nach Süden. Zwei Mann hatte ich nach einer anderen Richtung mit gleichem Auftrag ausgesandt; der Major ließ halten, um das Resultat unserer Forschung abzuwarten. Aber auch er und sein Stab bemühten sich, einen einigermaßen passirbaren Weg aufzufinden. Da kehrten die von mir ausgesandten beiden Reiter zurück und meldeten, die rothe Flagge sei in Kampong Pil-Suid gehißt worden und Hunderte von bewaffneten Atschinesen hätten sich gezeigt, die höchstwahrscheinlich versuchen wollten, uns in die Flanke zu fallen. Dem Major kam die Meldung höchst über-

raschend, da bis jetzt noch in dieser Gegend kein Gefecht stattgefunden hatte; er schenkte, wie es schien, der Meldung auch wenig Glauben, er meinte, sie sei mindestens übertrieben.

Nun wurde wieder aufgebrochen, die Colonnen erreichten nach einiger Zeit den neugebauten Weg, der mitten durch den Kampong Pilsuit führte. Ich hieß meine sämmtlichen Cavalleristen die Carabiner laden und mahnte zur Vorsicht. Am Ausgang des Kampongs wurde der Weg wieder so schlecht, daß wir auf unsern Pferden kaum vorwärts konnten, dieselben steckten mitunter bis an den Bauch im Schlamm. Die Infanterie konnte sich leichter fortbewegen, aber für die Artillerie war es desto schlimmer. Ein Maulthier nach dem andern stürzte mit Geschütz und Munition in den Schlamm; sie waren dann kaum noch zu sehen. Plötzlich inmitten dieses Wirrwarrs erhielt unsere rechte Flanke heftiges Feuer, mehrere von uns wurden verwundet. Meine Cavalleristen waren die ersten, welche das Feuer erwiderten; sie kannten des Feindes Stellung durch die Berichte der beiden Reiter, welche auch die betreffende Meldung von einem drohenden Ueberfall gemacht hatten. Fast schien es, als habe der Feind diese prompte Erwiderung nicht vermuthet, denn er stuzte und das Schießen ließ nach, glücklicher Weise so lange, bis das Bataillon Gefechtsstellung eingenommen hatte. Nun fielen Salven auf Salven; während dieses Feuergefechts suchten wir mit den übrigen Truppen so schnell als möglich aus dem Bereich von Pilsuit zu kommen. Das war recht schwierig, denn bei einzelnen Maulthieren waren die Gurten geplatzt, Munitionskisten und Geschütze lagen im Schlamm und konnten erst mit Hülfe der Sträflinge durch die Artilleristen und die Pioniere wieder auf festen Boden gebracht, oder vielmehr getragen werden. Sobald dies aber geschehen war, begann auch die Kanonade auf kurzen Abstand mit Kartätschen. Die Wirkung war sofort erkennbar, denn der Feind zog sich nach dem Gebirge zurück; doch sobald die Kolonnen sich wieder in Bewegung gesetzt hatten, begann das Gewehrfeuer des Feindes wieder, nun aber in bedeutend stärkerem Maße und Umfang. Zum Glück für

uns war das 2. Bataillon mit seinem unermüdblichen Commandanten Oberst von A. im Anmarsch, um uns Hülfe in der fatalen Lage zu bringen; es griff energisch in das Gefecht ein und in kurzer Zeit war das Feuer des Feindes zum Schweigen gebracht. Kampong Pilsuit wurde in Brand geschossen und von da ab marschierten wir ohne Aufenthalt bis Ana-Galong. Nach der Ankunft dort besichtigte Major W. seine Truppen; aber in einem solchen Zustande hatte er sie noch nicht gesehen, selbst dem Obersten von A. war so etwas noch nicht vorgekommen. Viele Carabiner fehlten. Die Schuhe der Leute waren zum großen Theil im Morast stecken geblieben, die Cavalleristen saßen mit bloßen Füßen zu Pferde, die Tragböcke der Maulthiere waren mit Stricken festgebunden, und wo diese nicht vorhanden gewesen, mit Rock- oder Hemdsärmeln auf den Thieren befestigt worden. Die Farbe der Uniformen war nicht mehr zu erkennen, sie waren mit Schlamm bedeckt, selbst die Gesichter der Leute waren mit der ekelhaften Brühe verklebt. Der Major ließ genaue Notizen über alles machen und bemerkte zum Schluß, wir alle würden dafür entschädigt werden. Zuerst gab es darnach den unvermeidlichen Genever, dann wurde abgetreten und jeder suchte sich so gut es anging zu reinigen. Nun wurde abgekocht und das Mittagmahl verzehrt, darauf der Marsch nach Kotta-Radja wieder angetreten, wo wir spät Abends anlangten. Unser Rittmeister war nicht wenig erstaunt, seine Reiter in solchem Zustande wieder zu sehen; auch hatten sich einige Pferde die Knochen verrenkt und waren dadurch für lange Zeit dienstuntauglich geworden. Die Schuld des Mißlingens dieser Unternehmung fiel dem Major vom Genie St. und einem Atschinesen, dem Unternehmer des Wegbaues, zur Last.

Bei der Untersuchung des Sachverhalts fingierte ich als Hauptzeuge, denn ich konnte beweisen, daß es kein gebauter Weg, sondern nur eine mit Morast aufgefüllte Vertiefung, und nicht benutzbar sowohl für reitende oder fahrende Truppen war. Bevor die Untersuchung zu Ende, mußte ich mit 6 Mann, die dabei gewesen, dem General und einigen Herren von der

Untersuchungs-Commission den Weg zeigen und meine Aussagen wurden für richtig befunden. Die Folgen waren, daß der Unternehmer für seine Bemühungen nicht 80 000 Gulden erhielt, sondern sogar den Schaden, den die Truppen erlitten, ersetzen mußte. Major St. wurde nach kurzer Zeit ehrenvoll für seine auf Atschin geleisteten Dienste entlassen und schiffte sich nach Europa ein.

Eines Tages befand ich mich mit 12 Mann auf Patrouille zwischen Lambaroe und Sen-lop, das war ein verrufener und gefährlicher Strich Landes. Vorsichtsmaßregeln waren getroffen und wir marschirten im Schritt; kaum aber waren wir einige hundert Meter im Kampong, als eine Frauengestalt in fliegender Eile auf mich zukam und mir zurief: „rettet, rettet mich!“ Ich ließ sofort halten und befah mir das Weib, es war keine Atschinesin, sondern eine Creolinin. Auf meine Frage, wie sie in diese Gegend komme, bat sie dringend um Schutz, ihre Verfolger, 4 bis 5 Atschinesen, seien nicht mehr weit entfernt. Da ich nur erprobte Reiter bei mir hatte, wollte ich nicht umkehren, denn mit einer größeren Zahl von Feinden dieser Sorte konnte ich es aufnehmen; die Hälfte meiner Reiter legte sich in einen Hinterhalt, die anderen blieben schußbereit in meiner Nähe. Nun erschienen die Verfolger, es waren 5 Mann; sie stugten bei unserm Anblick, doch nachdem sie sich kurz berathen hatten, näherten sie sich uns; doch nun kamen sie in die Nähe der 6 im Hinterhalt liegenden Kameraden, eine Salve frachte durch den stillen Kampong und 3 der Verfolger wälzten sich in ihrem Blut, die zwei Ueberlebenden liefen, nachdem sie die Waffen weggeworfen, so schnell wie ich niemanden laufen sah, dem Dickicht zu. Von einer Verfolgung sah ich ab, da mir die Frau noch mittheilte, daß eine große Menge von Kriegern auf der andern Seite des Kampongs sich aufhielte. So beschloß ich denn nach Lambaroe zu marschieren, dann hatte ich die freie Sawah wieder erreicht und war von einer Verfolgung nichts mehr zu befürchten. Ich war nun neugierig zu erfahren, wie die Halb-Europäerin zu den Atschinesen

gekommen war; sie kannte mich, wie sie erzählte, schon lange, da ich öfter auf Payong gewesen sei und dem dort stationierten Capitän, bei dem sie Haushälterin gewesen, Briefe überbracht hätte. Eines Abends hätte sie sich mit dem Herrn gezankt und dieser hatte sie durch seinen Diener auf die Straße setzen und ihre Sachen nachbringen lassen. Sie hatte dann beschloffen, nach Sen-lop zu gehen; auf diesem Wege sei sie von Atschinesen umzingelt und mitgeschleppt worden; seit 3 Monaten befinde sie sich mit dieser Bande bald hier bald dort, um zu kochen und vor allem die Verwundeten zu pflegen; dabei wurde sie auf Schritt und Tritt bewacht, die Verfolger seien ihre Wächter gewesen; heute sei sie zum Kräuterholen ausgesperrt worden; da sie Pferdegetrampel gehört, habe sie rasch den Entschluß gefaßt, ihren Wächtern zu entlaufen und zu uns zu kommen. Die Freude über ihre Befreiung war übergroß, sie hat mich, hier etwas zu halten und ging abseits, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Nach einigen Minuten stand sie auf und frug mich, wohin ich sie bringen wollte, ich sagte ihr: Nach Lambaroe; gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir dasselbe; wir ritten in die Benting, ich ließ absteigen und die Pferde zum Stall bringen, da ich keine Lust hatte, weiter zu reiten. Ich begab mich mit der Frau zu einem befreundeten Sergeanten und theilte demselben kurz das Schicksal derselben mit, er übergab sie seiner Haushälterin. Ich meldete dem Major den Vorfall, dieser schien nicht sonderlich erbaut darüber, er that als glaubte er meiner Erzählung nicht recht und meinte, sie werde wohl dem Capitän ohne dessen Willen entlaufen sein, auf solche Aussage dürfe man einen Offizier nicht kompromitiren. Nachdem ich nach den Pferden im Stall gesehen, begab ich mich zu meinem Schülzling; sie hatte sich inzwischen gereinigt, frische Wäsche und Kleider von der Haushälterin erhalten und sah lieblich hübsch aus. Nachdem ich mich erfrischt und gestärkt hatte, schrieb ich einen ausführlichen Rapport an den General über alles, was vorgefallen. Da ich an eine bestimmte Zeit nicht gebunden war, so kehrte ich den folgenden Tag nach Kotta-Radja zurück; wir

waren ziemlich früh aufgebrochen und ritten im Schritt. Die Frau lief neben den Pferden her. In Kotta-Nadja angekommen, ließ ich die Reiter einrücken und begab mich mit dem Weibe zum General D.; derselbe empfing mich auf der Treppe mit den Worten: „Wachtmeister, was bringen Sie neues?“ Ich überreichte ihm meinen Rapport, den er mit ernster Miene durchlas. Er hieß das Weib eintreten, dankte mir und ich war abgefertigt. Der General ließ die Sache untersuchen, und die Thatsachen, die da zu Tage kamen, scheuen das Licht; daraufhin wurde der Capitän von dem Ehrenrath seines Ranges verlustig erklärt; von der Frau habe ich nichts mehr gehört noch gesehen.

2.

Auch ich sollte nicht ungestraft in dem Lande gewelt haben, wo der Pfeffer wächst. Oft wird das Sprichwort gebraucht: „Ich wollte Du wärst wo der Pfeffer wächst.“ In der Regel braucht man's gegen jemanden den man nicht gern sieht; daß es aber dem Wunsche, ich wollte Du wärst todt, fast gleichbedeutend ist, daran denkt wohl Keiner, und doch ist für einen nicht akklimatisirten Europäer ein dreitägiger Aufenthalt in einem blühenden Pfeffergarten der gewisse Tod und daher das Sprichwort. Unter allen anderen Krankheiten war in diesem Jahre die Cholera stark vorherrschend, sie ging bereits zu Ende, als ich noch von der Krankheit erfaßt wurde und gleich so heftig, daß ich vor Schmerz laut ausschreien mußte; der Arzt, der mich besuchte, äußerte: „Nur so schnell wie möglich ins Lazareth, es wird mit ihm nicht lange mehr dauern.“ Doch eine alte Indierin bereitete mir einen Trank, gab mir von diesem die Hälfte und ließ mich die andere Hälfte mit ins Lazareth nehmen, wohin man mich auf einer Bahre trug; am Thor desselben wurde ich von Sträflingen in eine andere Bahre gelegt, wobei ich den Rest in der Flasche austrank; nach einigen Minuten fühlte ich mich todesmatt und fiel in einen festen Schlaf. Durch einen frischen Luftzug wurde ich geweckt, an meinem Bette stand der Doktor von der Wache mit 2 Krankenwärtern. Der

Doctor rief verwundert: „Er lebt ja noch.“ Er fragte mich nun nach diesem und jenem, aber ich konnte ihm keine Antwort geben, denn mein Gedächtniß war wie verschwunden. Er fragte mich dann worauf ich Appetit hätte, ich verlangte nur zu trinken und bat den Doktor, mich sobald als möglich aus dieser Umgebung zu befreien, er versprach mir, es solle geschehen, sobald der Herr Oberst zur Stelle wäre. Die Stunden meines Aufenthaltes in diesem Cholerasaal werden mir unvergeßlich bleiben und würde ich so alt wie Methusalem; zeitweilig zog ich meine leichte Decke über das Gesicht, um nicht alles zu sehen. Man stellte sich einen langen Saal vor, auf beiden Seiten mit eisernen Betten, eins fest an das andere gestellt, in jedem einen jammernden Kranken. Der ganze Fußboden schwamm in Carbol und Sublimat, mitten im Saal stand ein roher Holztisch, darunter einige Flaschen Genever für die Bedienung; letztere war deshalb auch stark angeheitert, der Jammer und das Geschrei der Sterbenden ging ihnen nicht gar sehr zu Herzen. Ein Sterbender, der neben mir lag, schimpfte, tobte, fluchte, zuletzt biß er ins Eisen der Bettstelle und war todt. Gegen 6 Uhr morgens erschienen eine Anzahl Sträflinge mit schwarzen vierkantigen Kästen im Saal, stellten dieselben vor die Betten, in denen Leichen lagen und packten diese mitsammt dem Inhalt des Bettes in einen Kasten, wie, darauf kam es nicht an; dann kamen andere und nagelten die Kästen zu; als das geschehen, wurden die Kästen hinausgebracht und weiter befördert, wobei die Sträflinge ihren Unsinn machten, da sich bei dieser Arbeit kein Aufsichtführender sehen ließ, durften sie sich alles erlauben. Nachdem die Todten fortgebracht und der Saal etwas gereinigt war, erschien der Doctor und der Oberst nebst Begleitung; es gab sehr wenig zu thun, noch einige die im Sterben lagen und ich. Der Saal war leer geworden und schien sich auch nicht mehr füllen zu wollen, die Epidemie hatte nachgelassen. Nachdem die Herren in der schrecklichen Atmosphäre die Nase gerümpft, kamen sie an mein Bett; dem Oberst, welcher noch vor meiner Ueberführung mich gesehen hatte, schien es unglaublich, daß ich

noch am Leben sein könnte. Auf seinen Befehl wurde ich sofort mit Sublimat abgerieben, dann erhielt ich reine Kleidung und wurde in einen andern Saal gebracht. Hier verlangte man meinen Arm zu sehen, ich erschrak über dessen Aussehen, er war wie schwarz geronnenes Blut. Nun lag ich in einer freundlichen Stube ganz allein, da der Oberst einen Rückfall befürchtete, so hatte ich Zeit, über alles, was geschehen, nachzudenken. Wie dankte ich Gott aus vollem Herzen für die wunderbare Zügung und Rettung; ich fiel in einen langen wohlthätigen Schlaf; als ich erwachte, stand der Oberst vor meinem Bett. Er setzte sich zu mir, fühlte den Puls und erklärte, ich sei gerettet, dann fragte er plötzlich: „Wer hat Ihnen den Trank gegeben?“ Ich konnte ihm mit dem besten Willen keine Auskunft geben; er verließ mich mit den Worten, ja darüber nachzudenken, er käme heute noch einmal zurück; nun kam der Wärter und erzählte mir, daß mein Urin sämtliche Doktoren in Aufruhr gebracht hätte. Jetzt endlich entsann ich mich, daß die alte Marzippa mir den Trunk zurecht gemacht und gereicht hatte, weiter hatte ich nichts genossen. Ich theilte dies dem Oberst bei seinem nächsten Besuche mit und hörte später, er sei selbst bei der Alten gewesen und hätte ihr Summen für das Geheimniß der Zusammensetzung des Tranks geboten, die Alte aber habe alles rundweg abgeschlagen. Bereits glaubte ich das Lazareth verlassen zu können, als ich einen Nuhransfall bekam, der mich wieder dem Tode nahe brachte. Mein Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen, ich konnte nicht mehr allein aufstehen und mußte von einem Bett in das andere getragen und auf Luftkissen gelegt werden; da habe ich mir manchmal den Tod gewünscht, um von meinen Schmerzen erlöst zu werden; aber Gottes Wille war es noch nicht, ich überstand die Krisis, der Magen nahm wieder Nahrung auf und es kam wieder Blut in die Adern; ich erhielt alles erdenkliche, um wieder zu Kräften zu gelangen. Endlich, nach 3 Monaten war ich soweit, daß ich mit Vorsicht fortgebracht werden konnte, um mit der nächsten Schiffsgelegenheit mit noch einigen anderen nach Padang überführt zu werden, von wo aus wir in die

drei Tagereisen entfernte hochliegende Gesundheitsstation, Fort Koek gelangten. Ich wurde abwechselnd gefahren und getragen, durfte unter keinen Umständen laufen, den andern hingegen stand das frei. Nachdem wir auf der Station angelangt waren, wurde ein Jeder von uns einer Abtheilung überwiesen; mir wurden gleich wärmere Sachen gebracht, auch wollene Strümpfe und Filzschuhe. Verwundert betrachtete ich die Sachen und glaubte, es hätte sich Jemand einen Scherz mit mir erlaubt; in den Tropen war mir so etwas nicht zu Gesicht gekommen, doch der Doctor klärte mich darüber auf, es wurde nämlich Nachts so kalt auf dieser Höhe, daß das Thermometer bis auf 18 Grad Celsius sank, das war allerdings ein großer Contrast. Herrlich war es in dieser Gebirgsluft, ich erholte mich langsam, doch konnte ich bald ein- bis zweistündige Spaziergänge machen. Später dehnte ich die Touren noch weiter aus, und da ich nebenbei eine gute Verpflegung genoß, war ich in einigen Monaten so weit hergestellt, daß ich die Reise nach Java ohne Gefahr antreten konnte. Es wurde dem Regiment berichtet, daß ich von Forte-Koek abgereist und auf Batavia Orders erwarten werde.

So reiste ich von Forte-Koek ab, aber diesmal zu Fuß, hatte da Gelegenheit, die herrliche Gegend zu bewundern. Der Weg führte an schönen Wasserfällen vorbei, durch Wälder mit fast allen Sorten von Affen bevölkert, welche bei meinem Anblick einen Heidenspektakel vollführten. Bergab ging's bis Tadang, wo ich am 4. Tage anlangte. Dort mußte ich 2 Tage auf Schiffsgelegenheit nach Batavia warten; das Schiff kam von Atschin, war schwach besetzt, nur eine große Anzahl Sträflinge, die an Beriberi litten, wurden nach Java zurücktransportiert, da auf Atschin nur gesunde zu gebrauchen waren. Auf einer Dampfmaschine wurden wir an das auf der Rheede liegende Schiff angefahren; noch einige Atschinesen und Malayen waren hinzugekommen, um die Reise nach Batavia mitzumachen. Wir waren kaum auf dem Schiffe, als der Steuermann erschien, um mich in den Salon zu führen und mir meine Kabine zu

zeigen; welcher Unterschied zwischen dem Empfang vor einigen Jahren und jetzt? Damals Zwischendeckpassagier und nun fuhr ich, meinem Range gemäß, 2. Klasse. Seelust und gute Kost trugen dazu bei, daß ich kräftiger und auch heiteren Sinnes wurde; ich machte verschiedene Spiele mit, und gewann eine Menge Geld dabei. Selten dünkte mich eine Reise so kurz, wie diese Reise nach Batavia. Während dieser Fahrt starben durchschnittlich täglich 8 Mann von den Sträflingen an Beriberi; sie wurden in die See versenkt, ohne daß wir etwas davon gemerkt hätten. Den 6. Tag abends kamen wir in dem neuen Hafen Tjantang-Priel-Batavia an. Welch eine Veränderung, ein kolossales Werk war seit meinem letzten Hiersein geschaffen; die großen Indien-Fahrer lagen nun dicht am Wall, sodaß man nur überzusteiigen brauchte. Die erste Nacht mußten wir noch an Bord bleiben, weil es schon zu spät geworden war, und die Sanitätscommission den Hafen schon verlassen hatte. So benutzten wir denn diesen Abend um Abschied zu feiern.

---



#### IV. Abschnitt.

### Auf Java zurück.

1.

Frühzeitig war ich auf den Beinen, um das neu geschaffene Riesenwerk in Augenschein zu nehmen; vor Jahren war alles noch ein großer Morast, der von Crocodillen und Schlangen wimmelte; nicht eine Hütte stand dort, heute war's ein großer prachtvoller Garten (Nordlands Stolz) Dock, Kohlenstation, Lagerschuppen, welche für viele Millionen Reichthümer bargen, und eine Eisenbahnstation nach heimatlichem Muster, waren errichtet, daneben befanden sich chinesische Kaufläden mit allen nur erdenklichen Waaren, weiterhin wieder Kaffeehäuser mit Billards. Ich glaubte zu träumen, wenn mich nicht der Pfiff der Lokomotive erinnert hätte, daß der Zug von Batavia-Nordküste angekommen, um nach einer Stunde Aufenthalt wieder dorthin zurückzukehren. So begab ich mich denn wieder an Bord, nahm Abschied und ging zum Bahnhof. Nach anderthalbstündiger Fahrt war ich an dem Ort meiner Bestimmung angelangt, ich stieg aus, nahm mir einen Wagen und fuhr nach dem Lazareth, wo ich mich melden mußte; es dauerte sehr lange, ehe ich vorgelassen wurde; endlich erschien ein Sergeant und brachte mich zum Generalarzt; dieser sah mich von oben bis unten an, hieß mich meine Sachen ablegen und las inzwischen die von mir ihm übergebenen Papiere, wie es schien, aufmerksam durch. Es dauerte eine geraume Zeit,

bis er mich untersuchte, dann sagte er kurz weg: „Sie haben Glück gehabt, aber von Dienstthun ist noch keine Rede“, damit war ich entlassen; draußen hieß man mich warten, da ich meine Marschrouten gleich mitnehmen könnte. Während dieser Zeit begab ich mich in die Wartestube und ließ mich rasieren, Kleidung nebst Schuhe putzen, um mich nach Nysswyk in die Cavalleriekaserne zu begeben. Nun kam ein Schreiber mit der Marschrouten und der Weisung, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um nach Salatiga zu kommen, da ein Verbleib im warmen Klima mir nicht mehr zulässig wäre; das wußte ich bereits vom Doktor in Forte-Kof. Ich steckte meine Papiere ein, nahm einen besseren Wagen und fuhr stolz nach Nysswyk; von meiner Escadron kannte ich nur noch einen kleinen Theil, die meisten waren nach allen Windrichtungen zerstreut; aus der Freude, ein Fest des Wiedersehens zu feiern, wurde darum nichts. Ich beschloß, sobald als möglich, abzureisen und das Schiff, welches mich hergebracht und ein bis zwei Tage wegen der Entladung wahrscheinlich liegen blieb, auch zur Fahrt nach Samarang zu benutzen. Ich ging nun zum Platzmajor, trug ihm mein Anliegen vor und konnte den folgenden Morgen abfahren. Den Rest des Tages benutzte ich, Bekannte zu besuchen, aber sehr wenige waren zu finden. Ich wollte auch den Palmenhain in Muster-Cornelis aufsuchen, doch auch dieser war verschwunden, eine prächtige Kaserne stand an der Stelle, es war eben alles verändert. Da ich nicht Lust hatte, die Nacht in Batavia zu bleiben, setzte ich mich auf den letzten Zug und fuhr nach Tjantang-Brick, wo ich andern Tags mein Schiff erreichte.

Die Steuerleute und Maschinisten freuten sich sehr, als sie mich wiedersehen. Dem Capitän erklärte ich die Sachlage und zeigte ihm meine Marschrouten; auch er nahm mich als willkommenen Gast auf. Nun richtete ich mich in meiner alten Cabine häuslich ein und ging dann in ein Kaffeehaus, wo ich zwei Steuerleute von einer deutschen Bark, die im hiesigen Hafen lag, traf. Wir freuten uns sehr; noch andere Mit-

passagiere kamen hinzu und wir zechten bis gegen Morgen. Kaum waren wir auf dem Schiffe angelangt, da erschien der Platzmajor und stellte die Zahl der Mitfahrenden fest. Gegen Mittag wurden noch einige Soldaten und andere Passagiere aufgenommen und um 3 Uhr fuhr das Schiff langsam aus dem Hafen nach Samarang zu. Von dort gieng ohne Aufenthalt mit dem nächsten Zuge nach Kobong-Djatti, dann mit der Gebirgsbahn bis Toen-Tang; dort dauerte der Aufenthalt auch nicht lange.

Ich wollte noch nach Salatiga und erfuhr, daß ich dies in circa 2 Stunden erreichen könnte, man rieth mir jedoch ab, so spät am Abend den Marsch zu machen, denn die Tiger machten die Gegend unsicher; wenn ich aber durchaus wollte, könnte ich Geschirr bekommen. Da ich nicht bleiben, aber den Marsch auch nicht allein unternehmen wollte, so ließ ich einen Wagen kommen; derselbe war mit sechs Pferden bespannt und kostete 10 Gulden, die aber vorausbezahlt werden mußten. Als das geschehen, ging es im Galopp fort, immer bergauf; etwas mehr wie 40 Minuten dauerte die tolle Fahrt und ich war froh, als sie zu Ende war. An dem dortigen Lazareth stieg ich aus, war aber, da es schon finster geworden, unentschlossen, ob ich dort bleiben oder zur Caserne gehen sollte; ich zog jedoch ersteres schließlich vor. Man machte Umstände, ehe ich aufgenommen wurde, denn es war sehr selten, daß Kranke so spät Einlaß beehrten; ich begab mich sofort zur Ruhe, denn ich war sehr ermüdet. Am folgenden Tage gegen 9 Uhr kam der Doctor und untersuchte mich; die Papiere hatte er schon auf seinem Bureau gelesen und stellte mir frei, noch einige Monate im Lazareth zu bleiben, ich könnte aber auch in die Caserne einquartieren, da ich dort freier wäre; bliebe ich hier, so könnte ich zwar jeden Tag einige Stunden ausgehen, mußte aber zur bestimmten Zeit da sein. Ich zog es trotzdem vor, im Lazareth zu bleiben und habe das auch nicht zu bereuen gehabt. Die Verpflegung war vortrefflich. Früh um 7 Uhr gab es 4 Eier, 24 Loth frisches Reisbrod und ein halbes Liter Kaffee mit

Milch und Zucker. Gegen 9 Uhr erhielt ich eine halbe Flasche Wein oder Milch. Zum Mittag wurde Hühnersuppe, Reis, Geflügel oder Fisch verabreicht. Zum Abend gab es ein gedämpftes Huhn mit Kartoffeln und Früchte, soviel man essen wollte. Das war auszuhalten. An einem der nächsten Tage erschien der Regiments-Commandeur mit seinem Adjutanten; er hatte vielerlei zu fragen; wünschte mir dann baldige Besserung und hinterließ mir zum Zeitvertreib 50 Stück Cigarren. In der Folge erhielt ich noch viel Besuch von unseren Offizieren und von Kameraden, die mich von Afschin her kannten. Nach einigen Tagen besuchte ich die Kaserne; sie lag an einem Hügel, an demselben terrassenartig aufgebaut, ebenso die Stallungen; demzufolge lief in der Regenzeit das Wasser von selbst ab. Zur Zeit lagen dort zwei Feld-Escadrons und eine Depot-Escadron, jede Escadron hatte ein Gebäude mit Gartenanlagen für sich. Der Stab und die Offiziere bewohnten ein Häuserquartier mit prachtvollen Gärten, jede der Wohnungen war dem Range des Betreffenden angemessen; für Sauberkeit sorgten die Sträflinge, sie mußten auch andere grobe Arbeiten verrichten. Täglich sah ich dem Treiben der Leute zu, doch da ich bereits ein Jahr lang keinen Dienst gethan hatte, stellte sich die Langeweile ein und so wollte ich es wieder versuchen.

Ich theilte mein Anliegen dem Doktor mit, derselbe aber machte mir gleich die Bemerkung, zum Reiten sei ich noch zu schwach, könne es jedoch versuchen. Ich verließ daher das Lazareth und begab mich zur 1. Escadron, zu welcher ich eingetheilt war, und stellte mich dem Rittmeister vor. Derselbe ging selbst mit mir in den Stall, um ein gutes Pferd für mich auszuwählen; auf einen schönen Falben fiel die Wahl, den ließ er satteln und ich setzte mich darauf. Aber der Doktor hatte Recht, meine Kräfte reichten noch nicht aus, den Hengst zu beherrschen, auch der Rittmeister sah das ein und meinte, es habe mit dem Reiten noch eine Weile Zeit. Sie thun vorläufig ganz leichten Dienst, ich werde sie zum Speisemeister fürs Regiment vorschlagen. Dieser Vorschlag wurde ange-

nommen, und ich trat den Dienst an. Er war sehr leicht, ich ging jeden Morgen mit 2 Mann nach dem (Passer) Markt und kaufte alles was für die Menage nöthig war, ein; fast jeden Tag bezahlte ich 200—250 Gulden und verdiente dabei selbst noch schönes Geld. Nachdem ich diesen Posten einige Monate versehen hatte, war ich doch wieder so weit, daß ich zu Pferd steigen konnte, aber meine früheren Kräfte waren und blieben verschwunden, das Knochenmark hatte zu viel gelitten.

Sobald ich Zeit hatte, war ich in Gottes freier Natur. Stundenweit spazierte ich durch Reisfelder, Kaffeegärten, Tabak- und Indigofelder und Theeplantagen, und erfreute und erbaute mich daran; schon von meiner Wohnung aus konnte ich den feuerspeienden Berg Mirapi, der zeitweilig seine Feuersäulen gen Himmel steigen ließ, beobachten, und oft bebte die Erde so, daß nichts auf dem Tische stehen blieb. Wenig Abwechslung bot sonst das Leben in Salatiga, es lag auf dem höchsten Gipfel des Gebirges von Mittel-Java, von der Welt abgeschlossen, hatte aber das Gute, es war gesund und fieberfrei. Durch meine Wanderungen war ich in der Umgegend schnell bekannt geworden, so erfuhr ich denn von dem Kapella Kampong zu Tet-Tep, daß er mir bei Gelegenheit eine riesige Boa-Constrictor oder Riesenschlange zeigen werde; dieselbe haufe in dem Kampong in einer Schlucht unter einem mächtigen Weidenbaum schon seit Menschengedenken. Das reizte meine Neugier; so weit ich gekommen war, eine Boa-Constrictor in der Freiheit hatte ich noch nicht gesehen, diese sollte die erste sein. Ich hatte sonst schon alle Gattungen von Schlangen gesehen bis herunter zur Kleinsten, die nicht viel größer als ein Regenwurm war, aber diese Art wurde von den Eingeborenen gefürchtet, weil sie die gefährlichste aller Schlangen ist.

Eines Tages nun kam ein Bote des Orts-Vorstehers von Tet-Tep und lud mich ein, Nachmittags zu diesem zu kommen; er sandte mir auch eines seiner Pferde, da der Weg dahin zu weit sei; da der Dienst zu Ende, hatte ich nicht nöthig,

Urlaub zu nehmen; nach dem Mittagessen setzte ich mich auf den Gaul und nach einem halbstündigen scharfen Ritt war ich in dem Kampong, wo mich der Kapella sofort nach der Schlucht führte, wo das Monstrum hauste. Die Schlange lag behaglich in der Sonne und verzehrte einen mittelgroßen Ochsen (Sappi), welchen sie erst zermalmt hatte und nun hinter würgte. Es waren keine Zuschauer zugegen und ich fragte meinen Begleiter, was der Grund davon sei, er theilte mir folgendes mit: Vor vielen Jahren wohnte in diesem Kampong einer der schlechtesten Menschen die Gott geschaffen, Mord und Raub waren seine Arbeit, Niemand war vor ihm sicher; man bot alles auf, um ihn unschädlich zu machen, es war vergeblich. Da eines Tages, er hatte wieder einen Mord begangen, wurde er scharf verfolgt, gerieth in den Bereich der Schlange, wurde von ihr umstrickt und verschlungen. Seitdem wird diese Schlange als heilig verehrt, und wenns nöthig ist, auch verpflegt; er wollte keinem rathen, derselben etwas zu Leide zu thun, er käme schlecht weg. Nachdem ich eine Zeit lang das Monstrum betrachtet hatte, folgte ich dem Kapella in seine Hütte, um eine Tasse Thee zu nehmen. Seine Behausung war groß und geräumig, ein Tisch und auch einige Stühle waren vorhanden, ein seltener Fall bei den Eingeborenen.

Ein Diener brachte Thee, Gebäck, Früchte und Cigarren und es wurde nun getrunken, geraucht und erzählt. Mein Wirth erzählte mir auch, daß bei seinem Vater vor Jahren öfter weiße Männer (Blanda) gekommen seien, diese aber hätten immer, wenn sie angetrunken waren, Scandal gemacht und Streit mit den Eingeborenen angefangen; sie seien dann eines Tages tüchtig verhauen worden und seitdem nicht mehr wiedergekommen. Mich bat er, wenn ich einige gute Blandas kenne, sie mitzubringen, es hausten hier sehr viele Wildschweine; er wolle Pferde, so viel gebraucht würden, gern schicken. Dankbar nahm ich dies freundliche Anerbieten an und nahm Abschied; vor der Thür erwartete mich ein Diener mit Pferden, und gefolgt von dem Diener, ritt ich langsam zurück nach Salatiga.

Am nächsten Abend hat ich einige Unteroffiziere zu mir, denen ich Vertrauen schenkte und von denen ich versichert zu sein glaubte, daß sie mir keine Schande machen würden, theilte ihnen das Erlebniß mit und erklärte mich bereit, sie bei meinem Freunde einzuführen. Sie freuten sich alle und nahmen dankbar mein Anerbieten an.

An einem Sonntage brach ich mit vier Begleitern auf. Sie waren mit Gewehren versehen und verstanden sie auch zu handhaben. Das war auch bei solch einer Jagdparthie vonnöthen, denn ich verstand wohl einen Revolver, aber kein Gewehr zu handhaben. Die Bewohner des Kampongs freuten sich sehr als sie den Zweck unseres Kommens erfuhren. Der Kapello brachte mir noch einen alten Jagdspeer, der mir neben meinem Revolver gute Dienste leisten sollte. So wurde denn aufgebrochen und wohl 1 Duzend kräftiger Männer begleiteten uns, der Kapello hatte ein neues Gewehr gekauft und wollte es heute einweihen. Wir waren noch nicht weit gekommen, als uns schon ab und zu ein schwarzes Borstenvieh über den Weg lief. Der Kapello aber versicherte, noch wären wir nicht auf richtiger Stelle. Endlich hatten wir diese erreicht; er ließ uns durch seine Diener jedem eine halbe Flasche Bier reichen, dann mußten letztere sich zurückziehen, wir aber zogen vertheilt durch ein prächtiges Tabakfeld. Es stand gerade in Blüthe und waren die Stauden somit noch nicht hoch und gut zu übersehen. Der Kapello begleitete mich, da fielen plötzlich ein paar Schüsse und nun hörten wir es überall grunzen und schnauben, das ganze Tabakfeld schien lebendig geworden und nun kam auch mein Nachbar zum Schuß. Ein prächtiger Ober stürzte nieder, als er sich wieder aufraffen wollte, ging ich ihm mit dem Speer zu Leibe und machte ihm den Garaus, es war Zeit, denn hätte ich ihn nicht so gut getroffen, so würde er noch in seiner blinden Wuth Unheil angerichtet haben.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit erlegten wir nun 16 Stück größere und kleinere der Bestien; da nun die Eingeborenen kein Schweinefleisch aßen, wußten wir mit der Beute nicht

wobin. Ich ließ sechs Stück zum Speisemeister der Kaserne bringen, den andern wurden die Hauer und Zähne ausgenommen, sie blieben auf dem Felde als willkommenes Futter für die Raubthiere liegen. Die Jagd wurde beendet und wir kehrten nach Salatiga zurück. Dort waren eben die Träger mit der Jagdbeute eingetroffen und erwarteten uns vor der Kaserne. Die Kameraden liefen zusammen, bewunderten die prächtigen Thiere und beglückwünschten uns, obwohl manchem der Neid aus den Augen leuchtete zu der glänzenden und erfolgreichen Jagd. Der Speisemeister gab jedem der Träger einen Gulden, welchen sie mit tiefen Bücklingen in Empfang nahmen, denn soviel verdienten die armen Teufel in der ganzen Woche nicht. Nun wurden die Säue und Eber durch unsere Fleischer zerlegt.

Aus den besten Stücken ließ ich für die Unteroffiziere ein Frühstück herrichten, welches vortrefflich ausfiel, auch die Mannschaften erhielten Fleisch zur Genüge. Der Speisemeister gab Kartoffeln dazu mit Magdeburger Sauerkraut und ein solcher Jubel war lange nicht in der Kaserne gewesen. Von jetzt an wurden auch Jagdparthieen veranstaltet und manches schöne Stück Wild wanderte in die Kaserne, aber wie alles, wurde auch dies etwas altes. Wir fünf aber verkehrten vor wie nach freundschaftlich mit dem Capello von Tet-Tep. Wenn von diesem ferner eine Jagd oder anderes veranstaltet wurde, waren wir dabei, bis die Regenzeit eintrat. Da hörten unsere Besuche auf. So waren wir lange nicht bei dem Freunde gewesen, als eines Tages einer seiner Diener mit der Bitte zu mir kam, ich möchte, wenn's eben anginge, zu seinem Herrn kommen, er habe ein Pferd für mich mitgebracht. Trotzdem das Wetter nicht gerade einladend war, ritt ich mit hinüber, ich war neugierig, was der Alte wollte. Seine Freude war groß als er mich nach langer Zeit wieder sah. Danach theilte er mir mit, daß seit einiger Zeit sich ein Tigerpaar in der Gegend herumtriebe, welches selbst bei hellem Tage das Vieh aus dem Kampong hole, sogar ein Kind hätten sie weggeschleppt. Man

wolle nun ernstlich Jagd auf die Bestien machen, ob ich daran theilnehmen wolle. Nach einigem Ueberlegen sagte ich zu und versprach noch für einige zuverlässige Theilnehmer zu sorgen.

Vorläufig nahm ich Abschied und ritt heim. Wir waren jedoch noch nicht weit geritten, als mein Pferd plötzlich stehen blieb und nicht von der Stelle wollte; der Diener stieg ab und ging vor, um nach der Ursache des Schreckens zu sehen und rief schreckensbleich: „der Tiger ist in der Nähe, hier ist seine Spur.“ Ich griff nach meinem Revolver, welchen ich stets bei mir trug, der Diener aber nahm mein Pferd beim Zügel, es folgte mir zwar, aber zitternd am ganzen Körper. Als wir in Sicherheit waren, frug ich den Diener, wie er mit den beiden Pferden nun nach Hause kommen wolle; er erwiderte lachend, an der letzten Wache von Salatiga hole er sich eine Fackel, tränke dieselbe mit Theer oder Petroleum, zünde sie an und lasse die Pferde tüchtig ausgreifen, der dadurch erzeugte Luftzug entfache ein starkes flackerndes Feuer und kein Thier wage es, sich diesem zu nahen. Die Sicherheit und Ruhe des Mannes machte mich staunen, er aber schwang sich aufs Pferd, nahm das andere beim Zügel und sprengte davon. Da es noch gar nicht spät war, begab ich mich in unsere Cantine, wo ich meine Kameraden zu treffen hoffte; sie waren auch da und sagten freudig ihre Theilnahme zu. Manches Glas wurde den Abend auf gutes Gelingen der Tigerjagd getrunken. Der nächste Sonntag wurde für den Zug bestimmt und, trotzdem es stark regnete, waren alle zur Stelle.

In Tet-Tep angekommen, wurden wir schon erwartet, ohne uns aufzuhalten, ging's weiter. Ein Theil der Kampongleute war schon vorausgeschickt, um die frischeste Spur zu suchen und nach dem Lager der Bestien zu forschen. Gegen dreiviertel Stunden waren wir marschirt, da stießen wir auf den ersten Posten, der uns eine frische Spur zeigte und uns mittheilte, die Tiger müßten ganz in der Nähe sein und zwar vermuthete man, sie befänden sich in einem naheliegenden Hohlweg, die übrigen der Leute machten den Versuch, diesen zu umgehen und

von der andern Seite an sie heranzukommen und beide, oder wenigstens einen, aus dem Versteck herauszulocken. Das ist nicht so leicht, denn sobald sie Gefahr wittern, kommen sie nicht zum Vorschein, sondern verbleiben in der Defensiv. Wir stellten uns schußbereit auf.

Jenseits des Weges begann nun ein Heidenlärm, die Leute schlugen auf Bleche, Schilder, Kannen, kurz auf alles was sie hatten, um die Aufmerksamkeit der Thiere zu wecken und sie zu veranlassen, nachzusehen, was draußen vorging. Diese Mühe wurde belohnt, denn ein Tiger kam zum Vorschein. Er schritt, nach allen Seiten Umschau haltend, majestätisch vorwärts, mit dem Schweife ungeduldig und erregt sich die Seiten peitschend. Aber kaum hatte er einige Meter zurückgelegt, als ein paar Schüsse krachten und er wohlgetroffen, wie es schien, niedersank, dann aber wieder mit schaumbedecktem Maule aufsprang, ein paar Sätze machte und zusammenbrach, die Glieder streckend. Er war verendet.

Die Freude und der Jubel waren grenzenlos, er wiederholte sich, als wir mit der Beute in dem Kampong eintrafen. Um alle Streitigkeiten zu vermeiden, schlug ich vor, den Tiger unserm Kapello zu schenken, wenn er aber denselben abliefern wollte, so bekäme er aus der Staatskasse 25 Gulden. Von allen Theilnehmern wurde diesem Vorschlag freudig zugestimmt, nicht zu unserm Schaden, denn der Alte gab das Doppelte dafür zum Besten, aber damit nicht genug, am folgenden Tag gegen Abend erschienen 4 Javanen mit einer großen Kiste in meiner Wohnung. Auf meine Frage, was dieselbe enthielte, erwiderten sie, ich würde es sehen, wenn ich die Kiste öffnete, damit eilten sie fort.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich den Inhalt betrachtete; sie enthielt gebratene Gänse, Hühner und Tauben, alle Sorten Früchte, ein Duzend Flaschen Wein, für jeden der Theilnehmer fünfzig Cigarren und ein Briefchen von Kapello, worin er seinen und den Dank der Bewohner von Tet-Tep aussprach. Ich lud alle Theilnehmer an der Jagd zu einem

außergewöhnlichen Abendessen zu mir ein. Einige gewandte Cavalleristen richteten dazu die Veranda her und fungirten als Kellner. Gar schnell waren alle zur Stelle; vorerst ließen wir den wackern Kapello, den Spender alles Guten, leben und dann nahm das Essen seinen Anfang. Es dauerte bis spät in die Nacht; trotzdem alle im Verzehren der Leckerbissen das Menschenmöglichste geleistet hatten, blieb noch genug übrig für unsere Cavalleristen.

Da eines Tages erhielt ich den Besuch eines Wedono, des Districtbeamten von Pagger-Goenoeng, das überraschte mich, aber er ließ mich nicht lange über den Zweck seines Kommens im Unklaren. Er theilte mir mit, daß er durch den Kapella von Tet-Tep erfahren habe, es mache uns Vergnügen, eine Tigerjagd mitzumachen; es wäre allerdings mit großer Anstrengung verknüpft und auch nicht ohne Gefahr; wenn wir jedoch seiner Einladung Folge leisteten, so werde er für Waffen, Essen, Getränke und auch für 3 Tage Urlaub sorgen. Ein solcher Urlaub wurde uns nicht gern gegeben und fast immer aus naheliegenden Gründen verweigert, deshalb war es mir sehr angenehm, daß der Wedono denselben besorgte; denn ihm wurde eine Bitte schwerlich abgeschlagen, er spielte in der Gesellschaft und im Lande eine Rolle, da er aus dem fürstlichen Geschlecht der Dschogodschoerter stammte. So gab ich ihm denn gern das Versprechen zu kommen, wenn der Urlaub genehmigt werde, daß derselbe genehmigt wurde, bezweifelte ich nicht, und so suchte ich denn meine Kameraden auf, die mich schon mehrmals begleitet hatten und überbrachte ihnen meinerseits die Einladung. Sie waren hochersreut darüber, denn es gab wieder eine Abwechslung in dem eintönigen Leben, das sie führen mußten. Wenige Stunden später brachte denn auch der Wedono die erfreuende Botschaft, daß der Urlaub bewilligt sei, so daß wir andern Tags bereits in aller Frühe aufbrechen konnten. Er gab noch verschiedene Gulden zu einem guten Trunk und verabschiedete sich, weil es noch vieles zu besorgen gäbe. Wir freuten uns sehr auf diese Tour, denn nun hatten

wir auch Gelegenheit, den berühmten feuerspeienden Berg Mirapi in der Nähe zu sehen; wegen der großen Entfernung war uns das bis jetzt nicht möglich gewesen.

Wir waren am nächsten Morgen alle schon früh auf den Beinen, denn wir hatten etwa 40 Kilometer bis auf den Kamm des Gebirges zurückzulegen, um Pagger-Goenoeng zu erreichen. Für alles hatte der Wedono bestens gesorgt, seine Pferde standen bereit und fort ging's in scharfem Trab, so lange der Weg gut war, doch später wurde derselbe so steil und halsbrecherisch, daß wir absteigen und den Dienern die Pferde überlassen mußten. Einer der Letzteren blieb bei uns als Führer, denn wir hatten die Hauptstraße verlassen, und Fußwege, die schneller ans Ziel führten, eingeschlagen.

Gegen Mittag erst kamen wir in dem betreffenden Kampong an, wo der Wedono uns am Eingange desselben erwartete. Er hieß uns herzlich willkommen, führte uns in seine Hütte, die mit allem nur möglichem Comfort ausgestattet war, und nachdem wir uns dort gestärkt, führte er uns in seine Waffenkammer. Da hingen von den ältesten bis zu den neuesten Kalibern, alle Arten von Gewehre, Lanzen (Klewangs), baarscharfe Messer, Hirschfänger, Dolche und Schilde, alles in sauberem, blanken Zustande; es war eine Lust, das anzusehen. Nachdem sich ein jeder von uns mit dem Nöthigen versehen, wurde der Marsch angetreten. Ob wir die Spuren des Tigers heute noch finden würden, war ungewiß; deshalb ließ der Wedono das Nöthige zum Uebernachten im Freien mitnehmen. Noch vor Sonnenuntergang kamen wir an den alten Krater des Mirapi. Dort bot sich unsern Augen ein herrlicher Anblick dar, die Sonne spiegelte sich an den ausgebrannten Wänden in allen nur erdenklichen Farben und Gestalten tausendfach wieder, auch die Fernsicht über die weite Landschaft, von der Abendsonne vergoldet, war entzückend. Hier bewunderte ich wahrlich die Allmacht Gottes.

Nachdem wir noch einige Kilometer weiter marschirt waren, wurde in einer großen Cacaoplantage Halt gemacht; auf einer

freien Grasfläche wurde ein großes Feuer angezündet, um die Reptilien und sonstiges Ungeziefer aus der Umgebung zu vertreiben, denn es gab eine Unmenge desselben und zwar von der gefährlichsten Art. Als das Terrain sauber gemacht war, brachten Eingeborene trockenes Gras und bereiteten unser Nachtlager. Abwechselnd mußte einer Posten stehen, er mußte das Feuer unterhalten, und, wenn es Noth that, uns wecken. Während dieser Vorbereitungen war die Nacht angebrochen und wir vergruben uns so gut es ging, ins Stroh, denn es wurde zur Nacht kalt auf dieser Höhe. Mit Gewehr im Arm lagen wir im Stroh. Wir schliefen alle einen unruhigen, oft unterbrochenen Schlaf; denn gar häufig weckte uns der Wachthabende mit dem Rufe: „Es ist etwas im Anzuge; das war wiederum geschehen und wir alle munter geworden. Doch der Webono hieß uns ruhig liegen bleiben, um keine Aufmerksamkeit zu erregen und wir erblickten plötzlich zwei Punkte, wie feurige Kohlen leuchtend, in einiger Entfernung, offenbar unsere Lagerstätte beobachtend; wir wagten kaum zu athmen, um das Raubthier näher heran zu locken.

Nun befahl der Webono langsam anzulegen und auf sein Geheiß krachten fünf Schüsse durch die stille Nacht; ein Stöhnen und Köcheln wurde gehört, ein Beweis, daß wir sicher getroffen hatten; da wir aber auf einen weiteren Ueberfall gefaßt sein mußten, durften wir unser Lager noch nicht verlassen, obwohl unsere Neugierde groß war. Der Schlaf war uns aber vergangen, und das war gut, denn nachdem das Feuer wieder hergestellt und wir einige Zeit still gelegen hatten, vernahmen wir wieder ein verdächtiges Geräusch, und wieder wurden ein paar funkelnde Augen sichtbar; nun aber waren es grau-grünliche und fürchterlich anzuschauen. Mein Herz klopfte hörbar vor Erregung, endlich war die Bestie in unserm Bereiche. Der Webono gab das Zeichen und unsere Salven krachten durch die Nacht und hallten aus Schluchten und Thälern wieder; aber auch jetzt noch durften wir das Lager nicht verlassen, da wir, wie es schien, von Raubthieren umgeben waren;

und wieder dauerte es nicht lange, so wagte sich nochmals eine der Bestien an uns heran, auch diese endete, wie die beiden vorher; noch dreimal wurden wir auf diese Weise attackirt, da endlich begann der Morgen zu grauen und etwas später ging die Sonne auf.

Nun waren wir vor weiteren Angriffen sicher, denn mit Sonnenaufgang begeben sich die Raubthiere in ihre Höhlen zurück. Da unsere Glieder fast erstarrt waren von der Kälte, nahmen wir einen kräftigen Schluck aus unsern Flaschen und erhoben uns, um die Resultate unseres nächtlichen Abenteuers festzustellen.

Das erste Opfer desselben war ein prächtiger Königstiger von seltener Größe gewesen; er hatte drei Kugeln in den Kopf und 2 in die Brust bekommen. Das zweite war eine Hyäne, die jedenfalls das Blut des Tigers gewittert hatte. Das dritte war eine noch ziemlich junge Tigerin, die anderen waren Tigerkaten. Diese sind schwarz wie die Nacht, kein weißes Fleckchen haben sie am Leibe, sie sind nicht größer wie unsere Schafe oder unsere Wolfshunde, doch außerordentlich wild und gewandt. Der Wedono war ob dieses glücklichen Ausganges sehr erfreut, er wußte nicht, was er uns alles anthun sollte, wir dagegen waren froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, und das hatten wir der Ruhe und Kaltblütigkeit des Wedono zu danken. Die beiden erlegten Tiger ließ er durch Eingeborene nach seinem Kampong schaffen. Darauf unternahmen wir noch einen Streifzug ins Land, um Bekannte des Wedono zu besuchen.

Noch mehrmals kreuzten unsern Weg Tigerkaten, Hyänen und Schakale, sie suchten aber schnell das Weite und wir kamen nicht mehr zum Schuß. Auf dieser Streife erreichten wir ein prächtiges Landhaus nach neuestem Styl erbaut, der Wedono schritt voran und hieß uns folgen. Das Haus war prächtig eingerichtet. Nun erschien der Besitzer und bewillkommnete unsern Führer, und dieser stellte ihn uns als seinen Bruder vor. Die Bewirthung ließ nichts zu wünschen übrig,

wir thaten dem leckeren Mahle alle Ehre an, denn wir hatten seit dem vorigen Tag fast nichts genossen. Da jedoch unser Heimweg noch manche Stunde in Anspruch nahm, so mahnte der Webono zum Ausbruch; der Bruder desselben gab uns noch ein Stück Weges das Geleit, wir kamen durch Lavafelder, die unser Fortkommen sehr erschwerten. Die Sonne brannte heiß, die Flaschen waren leer und der Durst unerträglich. Der Webono führte uns nun abwärts in einen kleinen Kampon, der von Palmbäumen umgeben war; von diesen wird bekanntlich der Palmwein gewonnen. Die Bäume wurden eingebohrt bis ziemlich in die Mitte, ein Röhrchen von Bambusrohr wurde eingesetzt und es ergoß sich ein kleiner Strahl von diesem Wein in die Flaschen; wie herrlich schmeckte er uns fast Verdursteten. Nachdem wir den Durst gestillt und die Flaschen gefüllt hatten, wurde das Loch im Baum wieder mit Holz geschlossen. Es ist eine wahre Wohlthat, daß man derartige Bäume auf den Hochebenen findet, sie gedeihen nämlich am besten in Thälern mit feuchtem Boden. Der Geschmack des Weines ist angenehm süß-säuerlich mit fremdartigem Nachgeschmack; dem Baume selbst kann man fünf bis sechs Liter entnehmen, ohne daß er Schaden leidet. Wir verfolgten unsern Marsch weiter und gelangten gegen Sonnenuntergang in dem Kampong des Webono an.

Da es zu spät zur Heimkehr geworden, blieben wir für die Nacht dort und wurden gut bewirthet; da wurden nun bei einer guten Cigarre unsere Abenteuer nochmals besprochen, wobei manche witzige Bemerkung beiderseits fiel. Das Gelage dauerte lange, dann führte uns der Gastherr in eine geräumige Hütte, wo eine Menge Thierfelle lagen, die uns als Lagerstätten dienen sollten; es waren auch für jeden reine wollene Decken vorhanden. Da wir sehr müde waren, schliefen wir auch bald ein und erwachten erst als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Nachdem wir unser Frühstück eingenommen, verabschiedeten wir uns von dem Webono, ihm gleichzeitig für seine Gastfreundschaft dankend. Er bedankte sich gleichfalls für unsere Mitwirkung bei der Vertilgung der Raubthiere und stellte uns wieder

Diener und Pferde zur Verfügung. Nachmittags trafen wir wieder in Salatiga ein, froh daß alles so glücklich abgelaufen war. Der Regiments-Commandeur kam bei der Sache am besten weg, denn er erhielt eines Tages das Fell des Königstigers wohl ausgearbeitet als Geschenk von dem Wedono.

Die freundliche Gemeinschaft erreichte nun auch ihr Ende, einige wurden nach Atschin, andere nach Surabaya und Celebes versetzt. Wir Deutsche waren nicht gern gesehen, und hatten nun einen schweren Stand, unsere Position zu halten. Ich will nur eines Beispiels Erwähnung thun. Der Major ten B. war Commandant der Cavallerie auf Salatiga, ein Fremdenhasser erster Sorte, vor allen konnte er uns Deutsche nicht leiden. Da passierte es eines Tages, daß ich mich mit einem Holländer einer Uebertretung schuldig machte. Der Holländer erhielt 8 Tage Arrest und ich 14 Tage; als der Major mein unzufriedenes Gesicht sah, bemerkte er höhnisch: „Es ist nicht so schlimm.“ Ich ließ mich von meinem Aerger hinreißen und erwiderte: „Es ist nicht schlimm, aber auch nicht in der Ordnung“. Da erhielt ich die schwerste zulässige Strafe vor der Degradation. Als die Strafe überstanden, suchte ich den Regiments-Commandeur zu sprechen und trug diesem meine Beschwerde vor. Er gab mir zur Antwort, Strafen vom Major zu ändern stehe nur dem General zu. Sofort schrieb ich an den General; dieser hatte seinen Standort auf Samarang. Es dauerte einige Tage, da gelangte ein Schreiben an den Major, dessen wahren Inhalt ich erst später erfuhr; mir wurde mitgetheilt, daß Urtheil und Strafe geändert würden. Mit diesem Bescheide war ich nicht einverstanden und begab mich zum Adjutanten des Majors, einem Lieutenant Baron v. S. Ich trug ihm mein Anliegen vor und verlangte vor ein Militärgericht gestellt zu werden. Er hörte mich an, und brach dann in die Worte aus: „Wir werden Sie schon kriegen“, worauf ich erwiderte: „Leutenant sparen Sie die Worte“ und mich entfernte. Nachmittags erschien in meiner Wohnung ein Rittmeister mit 2 Offizieren, um das Protokoll

für das Militairgericht aufzunehmen. Da ich aber nicht geneigt war, die Herren anzunehmen, so entfernten selbe sich bald wieder. Nun kam eine Ordonnanz mit dem Befehl, die Namen der Herren anzugeben, welche ich als Untersuchungsrichter zu haben wünschte; das that ich und am folgenden Tage schon nahm die Untersuchung ihren Anfang; viel zu schreiben gab es nicht, die Sache war bald erledigt; als ich mich entfernte, sagten die Herren: „Nun aber feststehen, sonst ist es verlorenes Spiel.“ Im Laufe des Tages kamen mehrere Offiziere und versuchten mich abzuschrecken; ich aber hatte A gesagt und sagte auf alle Fälle nun auch B, das war meine einzige Erwiderung, denn jedes weitere Wort konnte mir zum Nachtheil gereichen. Einige Zeit nachher mußte ich beim Militairgericht in Willem I erscheinen. Auch dort schien man dem Herrn Major nicht ganz Unrecht geben zu wollen, ich war daher mit dem Bescheid noch nicht zufrieden und appellirte an die höchste Instanz; dieselbe war in Batavia. 4 Wochen dauerte es, da traf der Bescheid ein, ich sei nach Recht nur mit 4 Tagen Arrest zu bestrafen gewesen, in Folge des erlittenen Unrechts sei jedoch alles niederzuschlagen. Der Adjutant Baron v. H. hatte mir das Schreiben vorgelesen, der Herr Major ten B. meinte: „Nun seien Sie zufrieden? Sie haben Ihr Ziel erreicht“, worauf ich erwiderte: „Ich wolle auch als Deutscher mein Recht haben“. Gegen Mittag kam die Regimentsordre, daß der Major ten B. pensionirt sei und Rittmeister M. von Alschin als Major nach Salatiga versetzt werde. Durch diese fatale Geschichte hatte ich mir eine Menge Feinde auf den Hals geladen, was ich bei jeder Gelegenheit spüren konnte, nur trauten sich dieselben nicht an mich. Baron v. H. hätte mir gar zu gern etwas angehängt, aber ich gab ihm keine Gelegenheit.

Wie ich später erfuhr, hatte Major ten B. in Holland Beschwerde über seine Pensionirung führen wollen, er wurde aber überall abgewiesen; darüber entrüstet, beförderte er sich mittels Revolvers ins Jenseits. Bei ihm bewahrheitete sich das Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er

bricht“. Vielen hatte er die Carriere und damit ihr Lebensglück verdorben, manche in den freiwilligen Tod getrieben. Die Eingeborenen nannten ihn Matjang (Tiger), so war er überall verhaßt gewesen, und das wußten die Herren auf Batavia ganz genau; doch sie ließen es gehen, denn wo kein Kläger, da kein Richter. Die Leute athmeten ordentlich auf, als sie von ihm befreit waren; das wurde in den Cantinen am besten wahrgenommen; es kamen nun allerlei Gedichte und Spottlieder auf den Major zu Tage, jedoch wurden sie sehr bald verboten.

Es war einer der nächsten Sonntage Nachmittags, fast alle waren in unserer Cantine versammelt, auch ich fehlte nicht und wurde mir manches Glas Bier zugetrunken; draußen floß der Regen in Strömen, da kamen drei pensionierte Unteroffiziere mit einer kleinen Kindesleiche an und suchten vor dem Regen Schutz; der Sarg wurde in eine Ecke gestellt und mit dem Billardtuche zugedeckt; nun gings ans Erzählen und Biertrinken, denn die drei Unteroffiziere hatten ihre Pension am vorigen Tage erhalten. Später wurde gesungen; dann spielte die Regimentskapelle, dabei wurde getanzt; an das tote Wesen dachte kein Mensch mehr. Spät ging man zur Ruhe, auch die drei Fremden hatten sich fortgemacht und die Cantine wurde geschlossen. Am nächsten Morgen mußte sie wieder geöffnet und gereinigt werden, wozu ein Unteroffizier zur Aufsicht commandirt war. Die Diener waren mit dem Reinmachen beschäftigt; es erscholl ein Schrei, ein Diener wollte das Billardtuch an Ort und Stelle legen und fand unter demselben den Sarg. Zum Glück wußte der Unteroffizier, wo einer der drei Betheiligten wohnte, er sandte jemanden hin und bald kamen alle drei, luden den Sarg auf mit den Worten: „Wir wußten, daß wir etwas vergessen hatten“ und zogen ab. Ich erzähle dies nur, um zu zeigen, wie sorglos in den Tag hineingelebt wurde, ich konnte diesen Vorfall lange Zeit nicht vergessen. Um doch auch ein Andenken an die vielen ausgestandenen Strapazen zu haben, ließ J. M. eines Tages das Ehrenzeichen für Verdienst im Felde und gleichzeitig die silberne Medaille für lang-

jährigen treuen Dienst überreichen, das geschah bei einer großen Parade. Die broncene Medaille für treue Dienste hatte ich schon auf Sumatra, ohne Parade, erhalten.

Die kurze Zeit, die ich noch auf Java zubringen mußte, sollte für mich noch um eine schöne Erinnerung reicher werden. Eines Tages, wir hatten Felddienst gehabt, war ich mit meinem Zuge etwas abseits gerathen und schlug den geradesten Weg ein, um wieder dorthin zu kommen, wohin ich gehörte. Wir mußten durch einen Kampong Klaffimoen reiten. Da erblickte ich ein bekanntes Gesicht unter einer Menge von Kindern, die nackt herumliefen. Ich übergab dem ältesten Unteroffizier das Kommando und ritt auf die Kinder zu, die mit Geheul nach allen Richtungen auseinanderstoben. Das bekannte Gesicht aber gehörte der alten Marzipa, meiner dereinstigen Lebensretterin aus der Choleraepidemie, die ich nach Jahren unverhofft hier wiedersah, an. Groß war beiderseitig die Freude; während ich mit ihr sprach, kam ihre Tochter heran, bei der sie wohnte, und hörte zu, wie ich mich entschuldigte, daß ich erst jetzt in die Lage käme, ihr meinen Dank abzustatten, sie möge mir nicht böse sein, ich hätte keine Gelegenheit gehabt, sie aufzusuchen. Sie erwiderte, sie verdiene keinen Dank, sondern ich sollte Tuan-Alla, d. h. Gott, danken. Da fragte ich sie, warum sie damals das große Geldangebot für Ueberlassung des Geheimmittels ausgeschlagen habe, sie hätte dann ruhig und sorgenfrei leben können. Sie aber antwortete verdrießlich, sie nähme von keinem Weißen etwas und brauche es auch nicht zu thun. Da versuchte ich sie zur Annahme einiger Gulden zu bewegen, aber sie lehnte ab. Nun wünschte ich der Alten ein langes Leben, dankte nochmals und nahm Abschied. Der Tochter übergab ich das für die Mutter bestimmt gewesene Geld und bevor diese etwas sagen konnte, hatte ich mein Pferd bestiegen und ritt im Galopp von dannen. Ich hätte nicht im Traume daran gedacht, jemals im Leben die alte Frau, meine Lebensretterin, wieder zu sehen, aber wie das Sprichwort sagt: „Berg und Thal begegnen sich nicht, aber die Menschen.“

Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ich nun die Zeit, wo ich Indien verlassen konnte, um nach der Heimath zurückzukehren. Die Tage und Stunden schienen mir jetzt unendlich länger als früher; von allen, die mir lieb und werth waren, hatte ich schon Abschied genommen, meinen Hund, meinen Affen, auch



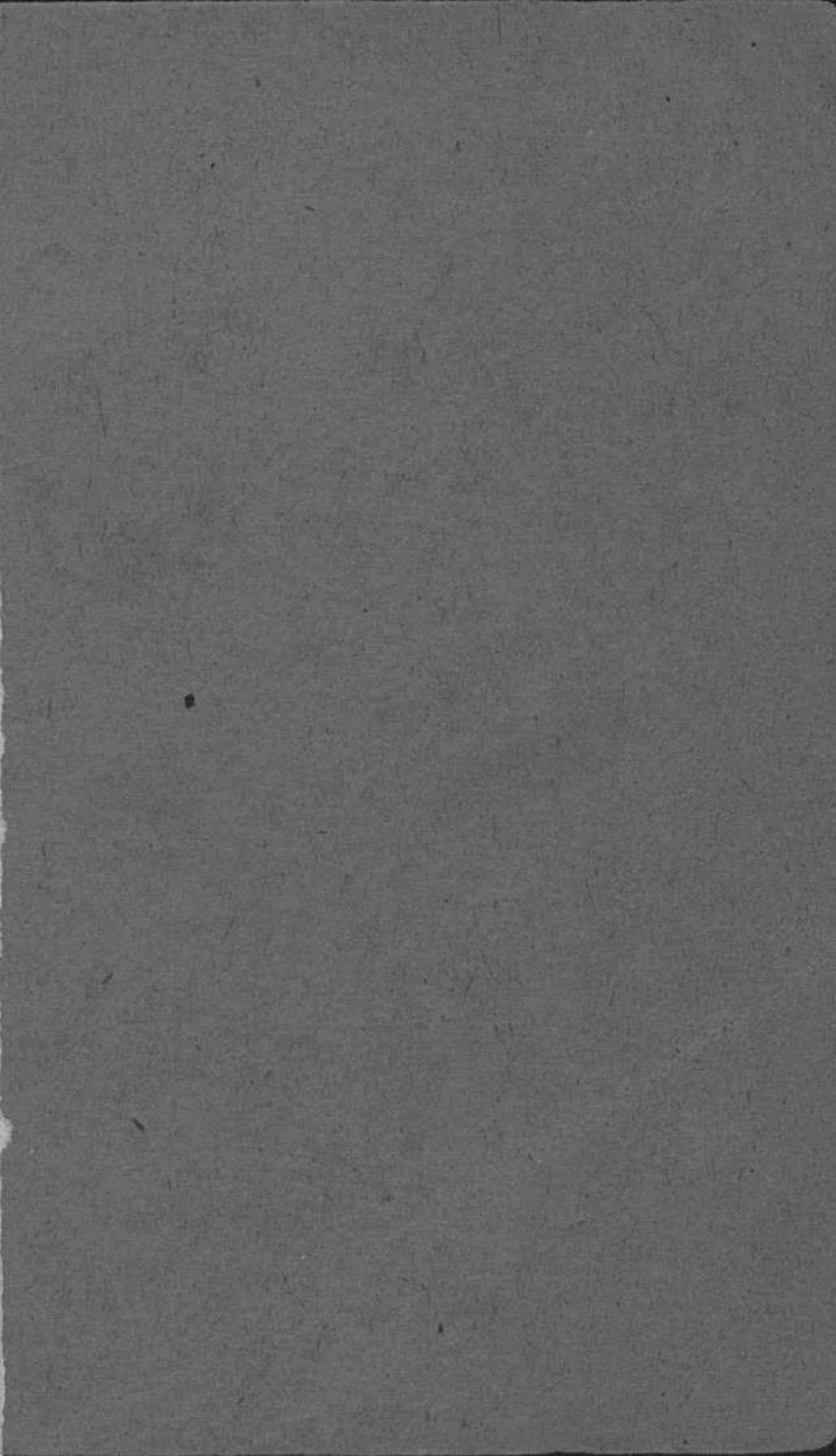
Papageien und Paradiesvögel in gute Hände gegeben. Im letzten Augenblick wäre mir die Trennung von den treuen Geschöpfen zu schwer gefallen. Zwar war man im Laufe der Zeit hart und gefühllos geworden, aber dennoch thut es weh, sich von solchen Wesen, an die man sich gewöhnte, die einem manche frohe Stunde bereitet, zu trennen.

Endlich war der Tag meiner Abreise gekommen; noch einen letzten Blick auf die Stätte, wo ich so lange gewohnt, auf die herrliche Gegend, auf die fernen Berge, Wälder und

Felder, ein letztes Lebenswohl und fort ging es in den hellen Sommermorgen hinein, die Brust erfüllt mit hoffnungsfreudigen Sehnen der alten lieben Heimath zu.

Viele meiner Leser haben nach langer Abwesenheit von der Heimath, bei der Rückkehr in dieselbe diese Gefühle kennen gelernt und können ermessen, wie es mir zu Muthe war; zu beschreiben vermag ich es nicht.







Druck von  
J. Tannenberg  
Dresden-A.  
Annen-Strasse  
Nr. 13.

